

Zur Grundaxiomatik der Interventionsforschung
Peter Heintel

Band 1

WBI Klagenfurter Beiträge zur Interventionsforschung

Herausgegeben von Peter Heintzel, Larissa Krainer, Ina Paul-Horn

Band 1

Oktober 2005

ISSN 1729-3383

In dieser Schriftenreihe veröffentlicht die IFF-Abteilung für Weiterbildung und systemische Interventionsforschung, Arbeitsmaterialien, Diskussionsgrundlagen und Dokumentationen, die nicht den Charakter abgeschlossener Forschungsberichte tragen, aber dem jeweils interessierten Fachpublikum zugänglich gemacht werden sollen. Beabsichtigt ist, neuere Forschungsergebnisse schnell, auch in vorläufiger Form, ohne aufwendige Aufarbeitung in die wissenschaftliche Diskussion einzubringen.

Der Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit der Zustimmung des Instituts gestattet.

Inhalt

Vorwort	1
TEIL I	
Die Axiomatik der „klassischen Wissenschaft“	5
Vorbemerkung	7
Zur Charakteristik des bestehenden (dominanten) Wissenschafts- Paradigmas	10
1. Trennung von Subjekt und Objekt	10
2. Die Subjektstanz	10
3. Nach-außen-Setzung und Verdinglichung	10
4. Abgrenzung und Definition	10
5. Elementarisierung	10
6. Spezialisierung	10
7. „Infinitesimale Machtausübung“	10
8. Erhöhung immanenter Komplexität	10
9. Expertentum	11
10. Expertentum und Selbstentfremdung	11
11. Zweck, Eingriff und Nebenfolgen	11
12. Die „ontische Differenz“	11
13. Neuanfang und Vergessen	12
14. Kausalität I	12
15. Kausalität II	12
16. Die idealtypische Reduktion	12
17. Gesetz und Stabilität	13
18. Wissenschaft, Mythos, Religion	13
19. Der Ort: Die Notwendigkeit von Nebeneinander	14
20. Die Zeit: Die Notwendigkeit des Nacheinander	14
21. Die Notwendigkeit von Materialität und Sichtbarkeit	14
22. Elementarisierung II	15
23. Unsichtbares muss sichtbar gemacht werden	16
24. Zum Sichtbarmachen von „Unsichtbarem“	17
25. Erklärungsgrenzungen	17
26. Das analoge Verhalten von Philosophie und Geisteswissen- schaften	18
27. Werkzeug und Terminologie	19
28. Alltagssprache	20
29. Übersetzung in beiden Richtungen	21

30. Stabilität und Zugehörigkeit	21
31. Abstraktion und Verallgemeinerung	22
32. Abstraktion als zweckgebundene Willensentscheidung	23
33. Das Ausgeschlossene und sein „Restdasein“	25
34. Der vierfache Ausschluss	26
35. Widerspruchsfreiheit	26
36. Die Quantität	27
37. Mathematik und Messbarkeit	29
38. Der hypothetische Ewigkeitscharakter	31
39. Prognose und Entscheidung	32
40. Das Postulat von „sich-gleich-Bleiben“	33
41. Vergegenständlichung als Entscheidung	36
42. Die doppelte Entwertung durch Wissenschaft	39
43. Das Postulat der direkten Umsetzung	46
44. Die Frage	57

TEIL II

Zur Charakteristik paradigmatischer Grundent- scheidungen für eine andere Wissenschaft	63
---	-----------

Vorbemerkung	65
--------------------	----

Analoge Muster der Geistes-, Sozial- und Gesellschafts- wissenschaften	70
---	-----------

1. Gegenstandskonstitution und Verobjektivierung	70
2. Spezialisierung	70
3. Verlust der Problembezogenheit	70
4. Immunisierung	70
5. Unendliche Empirie und Selbstverkomplizierung	70
6. Das Vergangene als scheinbares Objekt	71
7. Ideologie- und Sinnfrage	73
8. Anfang und Herrschaft	77

TEIL III

Rechtswissenschaften und Wissenschaften „im Übergang“	81
--	-----------

1. Die besondere Stellung der Rechtswissenschaften	83
2. Wissenschaften im „Übergang“	89
3. Arten und Charakter von Übergangswissenschaften	91

TEIL IV

Zur Charakteristik von Interventionsforschung

(die „andere“ Wissenschaft)	97
1. Autonomie und Entscheiden	99
2. Über Arbeitsteilung	103
3. Die „Ganzheiten“	112
4. Freiheit und Selbsttranszendenz	118
5. Der erweiterte Wissenschaftsbegriff	122
6. Das Lebendige und der Mensch	122
7. Die Unbestimmbarkeit von Freiheit und die Konsequenz daraus	124
8. Es gibt keinen „stabilen“ Forschungsgegenstand	126
9. Das „System“ als Forschungsfeld	128
10. Beziehung und Vertrauen	132
11. Systemgrenze und Entscheidung	134
12. Die „Grenzdialektik“ und „Systemfreiheit“	138
13. Die „Individualität“ des „Forschungsgegenstandes“	144
14. Die Akzeptanz von „endlicher Forschung“	147
(Zusammenfassung)	

Vorwort

Wir brauchen — so die Grundmotivation, die mich veranlasste, diese Arbeit zu verfassen — gegenüber den dominanten von den neuzeitlichen Naturwissenschaften bestimmten Wissenschaftsformen noch eine andere Wissenschaftsgestalt, die hier als Interventionsforschung bezeichnet wird. Ob dieser Titel glücklich gewählt ist, weiß ich noch nicht zu sagen. Beanspruchen doch viele Wissenschaften zu intervenieren, und gerade etwa die technischen Wissenschaften können geradezu als „Total- und Globalintervention“ bezeichnet werden. Es soll aber hier von einer anderen Weise der Intervention die Rede sein, wie sie mir gegenüber Lebendigem und vor allem gegenüber dem Menschen, seinen sozialen Verhältnissen und seinen Systemen angebracht erscheint. Diese sind besondere „Gegenstände“, nicht auf eine Stufe zu stellen, wie sonst Objekte der Wissenschaft. Diese Trivialität ist zwar vielen bekannt — und es gibt von der Psychoanalyse über die Aktionsforschung bis hin zur systemischen Interventionswissenschaft mannigfache Ansätze und Versuche, dieser Tatsache Rechnung zu tragen. Wenn ich hier den Mut habe, einen weiteren Versuch zur Verfügung zu stellen, dann im wesentlichen aus vier Gründen: erstens sind mir die bisherigen nicht konsequent genug, zweitens fehlt mir eine ausreichende wissenschaftstheoretische Begründung, drittens dominiert mir die naturwissenschaftliche Denkweise — oft ohne es selbst zu wollen und verantworten zu müssen — immer noch zu sehr in *allen* Wissenschaftsbereichen, auch den sogenannten Geistes-, Kultur- und Gesellschaftswissenschaften, schließlich und viertens geht es mir darum, eine Forschungspraxis auszuweisen, die an unserer Fakultät, insbesondere aber auch an der „Abteilung für Weiterbildung und systemische Interventionsforschung“ stattfindet; mit ihr ist natürlich auch transdisziplinäres Vorgehen eng verknüpft.

Ob es mir gelungen ist, in den genannten vier Punkten zu „entsprechen“, vermag ich nicht zu beurteilen. Während des Verfassens des Textes ist mir jedenfalls aufgefallen, dass ich gerne an vielen Stellen weiter geschrieben und differenziert hätte — ganz abgesehen von der Einarbeitung bezüglicher Literatur. Insofern möchte ich die Arbeit auch nur als Angebot für weitere Denkwege verstehen. Wie mir scheint, sind wir alle

hier erst am Anfang einer neuen Wissenschafts- vor allem aber Forschungsentwicklung – einer, die vor allem nicht auf die derzeit eingerichteten Wissenschaftsinstitutionen beschränkt werden kann.

Es war mir zunächst wichtig, die „Axiomatik“, die Vorentscheidungen, der „klassischen“ von den Naturwissenschaften bestimmten Wissenschaften zu beschreiben. Da diese doch weitgehend bekannt sind, habe ich mich kurz gefasst. Allerdings bedingt diese Straffung Potential für Missverständnisse. Komplexität und Variabilität sind reduziert und solches Vorgehen wird leicht als Abwertung oder als Aufbau eines Gegners verstanden, den es so gar nicht gibt. Verkürzungen und abstrakte Zusammenfassungen möchte ich durchaus eingestehen; nicht aber Abwertung oder Gegnerschaft. Im Sinne des kritischen Anliegens Kants und seiner „Kritik der reinen Vernunft“ geht es mir um Grenzziehungen.

Was ist der Gegenstand, das Feld klassischer Wissenschaften, und wie begegnet sie ihnen? Wo überschreitet sie diese Bereiche, bzw. wird dafür verwendet? Gibt es eine „Welt“ jenseits der Grenzen dieser Wissenschaft, zu deren Verständnis eine andere Axiomatik und vor allem ein anderes Vorgehen sinnvoll und daher auch notwendig erscheint? Es geht also nicht um besser oder schlechter, um wertvoller oder wertloser, sondern gleichsam um den Versuch einer Platzzuweisung. Ebenso wie wir weiterhin – schon zur Aufrechterhaltung unserer Zivilisation – auf die klassischen Objektwissenschaften, auf Einzeldisziplinen und ihre Weiterentwicklung nicht verzichten können, ebenso müssen wir auf dem hier verfolgten Forschungsgebiet investieren und vorankommen. Und hier gibt es für mich traditionsbedingt noch ein großes Ungleichgewicht. Argumente zu bieten, die Gewichtung etwas anders zu verteilen, war ein impliziter Zweck dieser Arbeit. Er freilich hängt sehr wohl mit einer Wertentscheidung zusammen.

Was mich zusätzlich ermutigt, ist die bisherige Diskussion, der ich mein Manuskript zur Verfügung gestellt habe; vor allem die in ihr für mich „greifbare“ Freude weiterzudenken, Anregungen aufzugreifen, seine eigene Forschungstätigkeit unter dem angebotenen „Material“ zu reflektieren. Für ein Grundverständnis meiner Ausführungen war

offensichtlich längst durch eigene Tätigkeit gesorgt. Somit möchte ich zum Abschluss allen Mitgliedern des Forschungskolloquiums und darüber hinaus Interessierten, den Referenten an unseren Forschungstagen, insbesondere aber meinen beiden Mitherausgeberinnen Ina Paul-Horn und Larissa Krainer für den intensiven Diskussionsprozess danken.

TEIL I

Die Axiomatik der „klassischen Wissenschaft“

Vorbemerkung

Trotz aller Unterschiede, die es in den Wissenschaften gibt – sie beziehen sich auf Gegenstand, Methode, Ergebnissicherheit und -dauerhaftigkeit, Zweck und Anwendungsmöglichkeit, Ausgriffsweite und Selbstbeschränkung, den Grad an Selbstreflexion etc. – wird dennoch für alle der gemeinsame Titel Wissenschaft in Anspruch genommen. Die Gründe dafür sind erstens historische, zweitens systematisch-inhaltliche, drittens selbstrechtfertigend-ideologische. In den historischen ging es um die Abhebung von Religion und Theologie, die die letzte und begründende Wahrheitsquelle in Gott, d. h. einem transzendenten Prinzip sah (was sie allerdings nicht hinderte, diese Begründung rational vorzunehmen, was natürlich in gewissem Sinn eine Umkehr des Begründungszusammenhanges bedeutet: Menschen führen Gottesbeweise und bezeugen damit, dass Gott dies wohl notwendig hat). In den systematisch-inhaltlichen wurde der Unterschied vorgestellt: Wissenschaft besteht darin, aus sich selbst heraus zu argumentieren und zu begründen, bedarf also keiner ihrer äußerlichen Letztbegründung. Die Argumentation, das Setzen von Zusammenhängen in der seienden Welt der Gegenstände und Ereignisse müssen für jeden (mit)denkenden, vernunftbegabten Menschen nachvollziehbar, einsetzbar sein, und nach der Ansicht der Aufklärung kommt Vernünftigkeit grundsätzlich allen Menschen zu. Wissenschaft ist damit keine Sache von „Geweiheten“ mehr (Theologen, Priester etc.) sondern allen Menschen offen. Des Weiteren wird Wissenschaft als fortschreitender *Prozess* gefasst, in dem Aufbau auf und Fortsetzung von Bisherigem (Ergebnissen, Resultaten, Methoden) mit Widerspruch, Neuanfängen wechseln können muss. Forschung ist jener Teil der Wissenschaft, der sie selbst grundsätzlich *offen* hält, es darf keine dogmatischen Festlegungen geben. Auch wenn man von wissenschaftlichen Tätigkeiten und Verhaltensformen des Öfteren einen anderen Eindruck gewinnen kann (Selbstdogmatisierung, Schuldbildungen, Machtgehe von „main-streams“), hat sie damit einen absoluten Wahrheitsanspruch aufgegeben. Ihre Wahrheit ist *endlich*, d. h. revidierbar, veränderbar, sogar ins Gegenteil verkehrbar. Schließlich sollte alle Wissenschaft einem Zweck dienen, nämlich den Menschen prob-

lemlösend helfen, in eine bessere Zukunft zu gelangen (ethischer Grund: Erkenntnisse sollen praktisch, brauchbar sein, uns unser Leben bequemer, leichter, einfacher, selbständiger, unabhängiger etc. machen: Wahrheit liegt in ihrer Bewährung). Sie steht damit im Dienste der Menschen (nicht im Gottesdienst), wobei klar sein muss, wohin sich Menschen entwickeln wollen, was sie mit sich selbst vorhaben, wie sie sich in ihrer Welt und ihrer Zukunft einrichten wollen.

Die selbstrechtfertigend-ideologischen Gründe sind mannigfaltig und verdecken oft die systematisch-inhaltlichen. In ihnen wird immer wieder aufs Neue der Versuch gemacht, Zusatzbestimmungen zu finden, die ihre Einheitlichkeit gegenüber allen inneren Unterschieden betonen und hervorheben wollen. So hat es etwa geheißen, dass zur Wissenschaft nur gezählt werden kann, was mathematischen Ausdruck findet; oder auch was empirisch überprüfbar ist, wobei unter Empirie die vorhandene Realität verstanden wurde. So hat man auch behauptet, dass all das als Wissenschaft ihren Namen zu Recht verdient, was in Gesetzen formulierbar ist, die Gesetze aber schon vorhanden in Natur und Gesellschaft auffindbar sind. Wissenschaftliche Wahrheit befinde sich in asymptotischer Annäherung an die Wirklichkeit (das berühmte „Noch-Nicht, aber Bald“). Da aber alle ideologischen Selbstaussagen inzwischen der wissenschaftstheoretischen Argumentation und Kritik zum Opfer gefallen sind, und nicht mehr viel von ihnen übrig geblieben ist („anything goes“), hat man schließlich zu einer Tautologie Zuflucht genommen: Wissenschaft ist, was als solche institutionalisiert ist und sich in Experten repräsentiert (die alte „Priesterautorität“ scheint damit wiederhergestellt zu sein und tatsächlich müssen wir alle viel *glauben*, ohne es nachvollziehen zu können; man kann hier beobachten, wie eng Wahrheitsrelativierung mit der Wiedereinführung von Autorität zusammenhängt).

Wenn wir, wie im Titel angekündigt, eine „andere“ Wissenschaft fordern, implizieren wir damit jedenfalls, dass es eine bestehende gibt, von der wir uns unterscheiden wollen. Letzteres kann nur dann gelingen, wenn wir über die genannten drei Gründe hinaus *eine* wissenschaftliche Gestalt beschreiben können, von der aus abzuheben unser Bedürfnis ist. Die Behauptung lautet also: Es gibt eine Gestalt von Wissenschaft, die bereits in ihren neuzeitlichen Anfängen grundgelegt, sich historisch durchgesetzt und

institutionalisiert hat. Zwar hat sie eine innere Differenzierung, die immer wieder ihre Grenzen ausgefranst hat, nicht verhindern können, diese war aber letztendlich immer von ihr abhängig; sie hat auch hier versucht, ihren Paradigmen so weit wie möglich gerecht zu werden.

Dies hat – eine These, die noch zu begründen sein wird – dazu geführt, dass wir, was Leben und was Menschen betrifft, nur eine sehr eingeschränkte Wissenschaft entwickelt haben. In diesen Bereichen brauchen wir eine neue Wissenschaft, eine, die auch nicht mehr Wissenschaft und Forschung so wie gehabt voneinander trennen kann. Diese Forschung bedeutet *nicht*, dass damit die bestehende Gestalt von Wissenschaft überflüssig wird oder sich, was bestimmte Bereiche betrifft, verändern müsste. Wir brauchen sie auch weiterhin für unser zivilisatorisches Überleben und seine vor allem technologische Weiterentwicklung. Von einer bloßen Erweiterung der Wissenschaftslandschaft zu sprechen wäre aber ebenso falsch, würde die Differenz verniedlichen. Es geht nämlich um einen Akt der Selbstbefreiung aus der Umklammerung eines herrschenden Paradigmas, das meint, in ihm entscheiden zu können, was Wissenschaft ist und was nicht. Es gilt also für den Menschen und überhaupt den Bereich des Lebendigen, andere Paradigmen, Methoden, Vorgehensweisen zu entwickeln, die eine andere Wissenschaft begründen lassen. Zwar gibt es in unserer Wissenschaftstradition dafür Hinweise, Fingerzeige, Spuren (z. B. die dialektische Methode, hermeneutische Ansätze, voluntaristische Wissenschaftsauffassungen, transzendente Erkenntnistheorie, systemische und gestalttheoretische Vorstellungen, Aktions- und Handlungsforschung, Gruppendynamik, etc.). Betrachtet man aber den main-stream der gegenwärtigen Wissenschaften, sind sie allesamt Randfiguren geblieben; geduldet, belächelt und kritisiert von den „eigentlichen Autoritäten“. Die Gründe hierfür sind wiederum vielfältig. (Historisch liegen sie sicher auch im „Siegeszug“ der Naturwissenschaft und Technik und deren Verbindung mit der kapitalistischen Ökonomie.) Einer besteht auch in einer gewissen Mutlosigkeit jener Wissenschaftler, die eigentlich Paradigmenänderungen vertreten müssten. Die Angst, als „unwissenschaftlich“ bezeichnet zu werden, ist immer noch weit verbreitet und führt zu „wissenschaftstheoretischen Hemmungen“. Unser Beitrag soll mithelfen, diese zu überwinden.

Zur Charakteristik des bestehenden (dominanten) Wissenschaftsparadigmas

Wir deuteten vorhin an, dass das dominierende Wissenschaftsparadigma mit dem Entstehen der neuzeitlichen (Natur)Wissenschaft bereits grundgelegt war und auf seinem Gebiet großen Erfolg nachweisen kann. Es beruht auf folgenden Grundannahmen (-entscheidungen), die es detaillierter beschreiben lassen:

1. Es sieht die *Trennung* von Subjekt (Wissenschaftler, Forscher) und Objekt (Gegenstand) der Wissenschaften vor.
2. Das Objekt der Wissenschaften ist ein vergegenständlichtes „*Gegenüber*“, das Subjekt in *Distanz* dazu (womöglich in einer völligen, da Einfluss ausgeschlossen werden soll).
3. Die Gegenstände der Wissenschaft werden zu etwas *Äußerlichem* gemacht, zu einem abgegrenzten Ding in Raum und Zeit.
4. Die Gegenstände werden *voneinander abgegrenzt* (definiert), aus ihrem tatsächlichen Zusammenhang herausgerissen.
5. Die Wirklichkeit wird *elementarisiert*; d. h. in analytischem Vorgehen wird versucht, Elemente zu finden und zu isolieren, aus denen dann die Wirklichkeit (synthetisch) wieder aufgebaut wird.
6. Analyse und Elementarisierung führen notwendigerweise zur *Spezialisierung* der Wissenschaften.
7. Spezialisierung dient der „*infinitesimalen Machtausübung*“; je kleiner und abgegrenzter der Forschungsbereich (größere Problemzusammenhänge werden spezialistisch „*kleingehackt*“), umso größer die Chance, ihn zu erfassen und zu beherrschen.
8. Spezialisierung bedeutet innere Differenzierung, Erhöhung der Komplexität, Erschwerung von Koordination, Kooperation (Interdisziplinarität).

9. Spezialisierung schafft Expertentum, Autoritäten, denen man „glauben“ muss. In den Wissenschaften vom Menschen bedeutet das tendenziell immer eine Enteignung eigenen Wissens.
10. Expertentum führt zur Selbstverobjektivierung, diese zu einer „Selbstentfremdung“. Man muss seinem Wissen sich selbst gegenüber misstrauisch werden und lernt sich selbst nur mehr von außen zu betrachten.
11. Der Zweck dieser Wissenschaft besteht nicht in einer Wirklichkeitserkenntnis (– was hätte man denn auch von ihr), sondern in einer Erkenntnis zum Zweck der Veränderung, Verbesserung, Defizitbehebung, Beherrschung, Kontrolle. Der Eingriff erfolgt von außen in ein Inneres; in einen Detailbezirk mit Schwierigkeiten, die Umgebungswirkungen (Nebenfolgen) in den Griff zu bekommen.
12. Die Wissenschaft hat sich der „ontischen“ Differenz verpflichtet. Diese wurde in unserer Tradition erstmals durch die „ionischen Naturphilosophen“ in der Anfangs- und Prinzipienfrage zur Geltung gebracht. (Was ist der Anfang, Prinzip alles Seienden). Gegenüber mythologischen Anfangssetzungen, die an den Anfang immer irgendwelche Gottheiten stellten, sollte der Anfang im Seienden selbst gesucht werden (Wasser, Feuer, Atom, etc.). *Ein* Seiendes wird ausgezeichnet, ist der Grund und Ursprung aller anderen. Es gilt das Prinzip *immanenter* Ableitung. Das Anfangsseiende und alle von ihm begründeten wird in der realen (materiellen) Wirklichkeit aufgesucht und gefunden. Es ist ihr weder transzendent noch ein bloßes „Gedankending“.
13. Seit diesem Ursprung ist die Wissenschaft immer wieder vor neue Anfänge gestellt. Jedes neue Prinzip und eine dementsprechend neue Ableitung fordert ein doppeltes Vergessen: Erstens muss man jene Ableitungen – jedenfalls teilweise – vergessen, die sich anderen Prinzipien verdankten, zweitens wird auch immer wieder das gesamte „naive“ Alltagswissen außer Kraft gesetzt. (Für unser Wissen über uns selbst ergeben sich daraus verschiedene Paradoxien, die aus der Tatsache resultieren, dass wir über uns selbst immer „mehr“ wissen, als eine Wissenschaft, die je und je mit einer neuen Gegenstandssicht und -definition

anfängt. Es gibt nämlich auch so etwas wie eine außerwissenschaftliche „sinnliche Gewissheit“, in der wir unser Leben verbringen, dort und da kaum tangiert von wissenschaftlichen Ergebnissen. Wir können auch nicht auf solche warten, unser Leben gleichsam „aussetzen“ bis wieder einmal wissenschaftlich fundierte Aussagen zu bestimmten Themen kommen. Auch in der uns umgebenden Natur leben wir mit Bewusstsein, Haltungen, Ansichten, die sich durch Ergebnisse verfeinerter Elektronenmikroskope wenig berühren lassen.

14. Damit Ableitungen, das Setzen von Zusammenhängen wissenschaftlichen Anspruch erheben können, muss deren Gesetzlichkeit und Notwendigkeit nachgewiesen werden. Dies geschieht mit Hilfe des Kausalitätsprinzips; es gibt (seiende) Ursachen und aus ihnen folgend Wirkungen (im Seienden). Auch wenn man versucht hat, dieses Prinzip durch Kategorien wie „Wechselwirkung“ und Rückkoppelungen zu erweitern, ist es dominant geblieben; daher wird immer wieder auch der Versuch gemacht, letztere Kategorien kausal zu ordnen.
15. Ursache-Wirkungszusammenhänge lassen sich im Seienden durchaus beobachten, vor allem dort, wo sich über längere Zeit Gleiches wiederholt. Die moderne Naturwissenschaft beginnt nicht zufällig mit den Himmelskörpern; sie ändern ihre Bahnen über Jahrtausende nur unwesentlich; auch gewisse Reiz-, Reaktionsschemata lassen Kausalität plausibel erscheinen. Zweck der Wissenschaft ist es aber nicht, bloß etwas sich selbst Gleichbleibendes, sich Wiedererholendes zu beschreiben. Man will Eingriff, Veränderung, Verbesserung, Kontrolle – also sich gleich-Bleibendes in Bewegung bringen, in einen anderen Zustand überführen. Hier kommt eine „zweite“ Kausalität zum Vorschein.
16. Die zweite Kausalität beruht auf einer vorangehenden Elementarisierung und einer nachfolgenden synthetischen Zusammensetzung. Das Seiende (Natur, Realität, Wirklichkeit etc.) gibt von sich selbst aus den Ursache-Wirkungszusammenhang nicht her, also muss man ihn herstellen. Man muss Elemente herausnehmen, isolieren und dann miteinander in neuen Zusammenhang setzen. Dieser Vorgang beschreibt eine der wesentlichsten Grundlagen von Wis-

senschaft, das Experiment. Dieses stellt immer eine „idealtypische Situation“ her, d. h., einiges wird ausgezeichnet, anderes wird ausgeschlossen. In ihm wird erprobt, wie und ob sich die ausgewählten Elemente in Zusammenhang, in Ursache-Wirkungsverhältnisse bringen lassen. Die Überprüfung erfolgt nie an einer vorhandenen Wirklichkeit, sondern immer an einer reduzierten und konstruierten.

17. Etwas ist dann Gesetz (wissenschaftliche Wahrheit), wenn wiederholte Experimente unter den gleichen idealtypischen Bedingungen immer zum gleichen Resultat führen. Diese Art der geforderten Überprüfbarkeit setzt voraus, dass sich Bedingungen und Elemente nicht in der Zwischenzeit aus sich selbst heraus verändern. Sie müssen sich selbst gleich bleiben (logische Identität). Dem widerspricht auch nicht, dass aus Experimenten verschiedenste Anwendungen resultieren können. Ein „neuer Sinn“ von Wissenschaft taucht auf: Sie will (und muss) bestehende Wirklichkeit verändern, um sie „stabil“ zu machen. Die Wirklichkeit selbst ist, als ganze genommen, bekanntlich in Dauerbewegung und -veränderung (Panta rhei); die Wissenschaft verändert sie für ihre Zwecke; ein ihr besonders wesentlicher ist, diese unkontrollierbare (Selbst)Bewegung aufzuheben und in stabile, sich wiederholende Ursache-Wirkungszusammenhänge überzuführen. In diesem Sinn könnte man vom Erzeugen einer statischen, toten, künstlichen Welt reden. Diese kann aber schon deshalb nicht gelingen, weil einerseits eine „Restwirklichkeit“ bleibt, und andererseits die „tote Wirklichkeit“ auf alle anderen Rückwirkungen hat.
18. Im Anliegen gegenüber dem Fluss des Seienden Stabilität, Ordnung, Verlässlichkeit herzustellen, unterscheidet sich Wissenschaft nicht von mythologischen, religiösen und ähnlichen Weltinterpretationen. In der Ausführung aber sehr wohl; sie erschafft neue Welten und läuft darin Gefahr, einseitig zu werden, eben nur das berücksichtigen zu können, was sich der Notwendigkeit von Ursache und Wirkung fügt.

19. Sowohl die „ontische Differenz“ wie auch die Kausalität, sofern sie eben im Ontischen operiert, bedürfen bestimmter und zwar physikalischer Raum- und Zeitmodelle. Die Ursache befindet sich an einem Ort, die Wirkung an einem von diesem unterschiedenen („es können nicht zwei Körper am gleichen Platz sein“). Schon die Unterscheidung von Elementen selbst, die Abgrenzung, ihre Definition etc. *müssen* mit Raumvorstellungen operieren. Unterscheidungen im Seienden konstituieren und strukturieren dann diesen Raum. Der Raum selbst ist wie ein Gefäß vorgestellt, selbst ist er leer. Leere bedeutet aber unendliche und beliebige Teilbarkeit. Daher lassen sich auch noch die kleinsten identifizierbaren Elemente als im *Nebeneinander* verstehen. Das Nebeneinander braucht man aber unbedingt für die Identifikation von Wirkungszusammenhängen. Die offene Frage hier ist aber, ob es im Organischen, Lebendigen und Sozialen dieses Nebeneinander überhaupt gibt?
20. Ähnliches ist über das physikalische Zeitmodell zu sagen. Kausalität, Ursache-Wirkungsverhältnisse bedürfen eines Nacheinanders in der Zeit. Die Wirkung ist immer *nach* dem sie Bewirkenden. Die physikalische Zeit ist aber als lineare unendliche Dauer, als gemessene Bewegung vorgestellt, d. h., sie ist unendlich teilbar (es ist hier nicht der Platz, über die Dialektik des Punktes oder der Endlichkeit von Teilbarkeit zu sprechen). Diese Teilbarkeit ermöglicht immer das Setzen eines Vorher und Nachher, auch wenn es völlig unsere Wahrnehmungsgrenzen überschreitet. Eine Gleichzeitigkeit gibt es in dieser Vorstellung nicht, denn in ihr gibt es keine Ursache und Wirkung. Gleichzeitig kann nur das Element mit sich selbst sein (logische Identität), Organisches, Psychisches, Soziales „operieren“ aber mit anderen „Zeiträumen“. Was physikalisch noch zeitlich unterschieden werden kann, ist für diese unerheblich.
21. Die ontische Differenz braucht Materialität, d. h. Sichtbarkeit. Die Elemente müssen für sich genommen, abgegrenzt voneinander, sichtbar sein, womöglich aber auch die Wirkzusammenhänge sichtbar gemacht werden. Unser „natürliches Sehen“ eignet sich dafür nur bedingt; es muss trainiert und diszipliniert werden; was es z. B. sieht, ist ein Auf- und Untergehen der Sonne, keinesfalls

die Bewegung der Erde um die Sonne herum. Außerdem ist unser alltägliches Sehen sowohl analytisch (je nach Interesse, Zweck und Ziel: Wenn wir Pilze suchen, können wir sie von ihrer Umgebung unterscheiden), wie aber auch unmittelbar synthetisch (wir sehen zugleich die Umgebung, den Boden, auf dem sie wachsen und sehen auch für alle Zukunft dann einen Boden, von dem wir annehmen, dass er geeignet ist, bestimmte Pilze hervorzubringen). Auch alle Bewegung sehen wir synthetisch und nicht nach Elementen aufgliederbar, die sich gegenseitig in Ursache-Wirkungsverhältnisse bedingen. Diese unmittelbare synthetische Fähigkeit kann zwar gut beobachten und Erfahrungen machen, sie kann aber das Beobachtete nicht (wissenschaftlich) erklären. Die Wissenschaft muss also etwas *sichtbar machen*, was sich unserem natürlichen Sehen entzieht. Dies vor allem in jenen Bereichen, in denen es um Phänomene geht, die man mit freiem Auge (eine interessante Wendung!) gar nicht mehr sehen kann. Die ideologische Rechtfertigung der Wissenschaft hat an dieser Stelle meist mit dem Identifikationsangebot operiert: Es handelt sich um das gleiche Sehen, auch wenn das wissenschaftliche, durch Apparaturen „erweitert“, unterstützt wird. Festzuhalten ist aber, dass es sich hier keinesfalls um die gleiche Sinnlichkeit handelt; diejenige der Wissenschaft ist durch *Reduktion* erweitert, d. h. denkmodell- und begriffgeleitet. Die offene Frage lautet hier: Wie verhalten sich beide Sinnlichkeiten zueinander?

22. Die Art der Kausalität, d. h. die jeweilige wissenschaftliche Erklärung, die *bestimmte* Ursache-Wirkungsverhältnisse ausspricht, ist abhängig von der jeweiligen Abgrenzung der Elemente, die aufeinander Einfluss nehmen. Die Abgrenzung selbst hängt allerdings ab von der Fähigkeit, sie sichtbar zu machen. Dafür braucht man Instrumente und Methoden. Der wissenschaftliche Fortschritt besteht auch in einer Weiterentwicklung und Verfeinerung von Methoden und Instrumenten. Deren Anwendung führt daher aber wiederum zu einer neuen „Entdeckung“ von Elementen. Die „künstlich“ sichtbar gemachte Realität wird immer differenzierter, komplexer, damit auch die Einflussmöglichkeiten im Detail größer. Allerdings lösen sich damit auch allmählich die klaren und eindeuti-

gen Kausalitäten auf: Zu viele Elemente tummeln sich fast nicht mehr unterscheidbar um einen Platz.

23. Die Konsequenz des Sichtbarkeitsgebots (die übrigens das Auge vor allen anderen Sinnen auszeichnet) der „empirischen“ Wissenschaft in ontischer Differenz ist, dass alles, was nicht sichtbar gemacht werden kann, aus der Wissenschaft herausfällt. Sie kann sich hier nun entweder in Bescheidenheit üben (es gibt vieles, das die Wissenschaft dieser Art nichts angeht), oder doch den Versuch machen, auch Unsichtbares sichtbar zu machen. (Nach dem bekannten Motto Galileis: „messen, was zu messen ist, messbar machen, was nicht messbar ist“). Für diese Versuche gibt es eine lange Tradition – wahrscheinlich so lange es Menschen gibt. Die Kunst z. B. in ihrer Darstellung des Göttlichen oder der menschlichen Individualität (Porträt) ist prominentester Vorläufer. Und wieso sollte sich Wissenschaft nicht besonders dieses Unterfangens annehmen, wo sie durch besondere Instrumente andauernd Unsichtbares sichtbar macht? Zwei Bereiche waren es zunächst, die sich hier erschlossen. Der Mikrokosmos und das jeweils „Innere“. Die Mikroskope machten neue Welten, Elemente, Lebewesen sichtbar, Röntgen und Ultraschall sowie elektromagnetische Messgeräte auch das „Innere“ des menschlichen Organismus. Die Konsequenzen dieses Sichtbarmachens gehen weit über rein wissenschaftliche Entdeckungen hinaus; auch weit über innerwissenschaftliche Weiterentwicklungen. Ein im Lebendigen sichtbarer Fötus z. B. führt zu Debatten, die wir ausreichend im Zusammenhang mit der Schwangerschaftsunterbrechung zur Kenntnis nehmen konnten. Auch wenn es über den Beginn des menschlichen Lebens Kontroversen und Diskrepanzen gibt, vielfach besteht die Ansicht, dass die Sichtbarmachung eine wesentliche Argumentationshilfe darstellt. Der nächste Schritt verwundert daher nicht mehr: In Analogie soll *alles* sichtbar gemacht werden, was den Menschen betrifft. Nur, die Analogie scheint allmählich zu verschwinden. Gemessene und im Computermodell aufgezeigte Gehirnströme werden mit Denken, Bewusstsein, womöglich sogar Willen und Freiheit identifiziert. Hierbei wird vergessen, dass alle diese menschlichen Zuschreibungen *jenseits* von Innen und Außen sind, sofern damit physikalische Räume gemeint sind.

24. Bereits die Kunst hat dazu verführt, ihre Bilder als die eigentliche Realität des Unsichtbaren zu nehmen, ihm gleichsam in ihnen einen realen Ort gegeben. Meist erhielt dann das Unsichtbare eine Zweckbestimmung, wurde in bestimmter Absicht so und nicht anders dargestellt (der strafende, der leidende, der liebende Gott). Ähnliches scheint sich auch in gegenwärtigen Wissenschaftszweigen abzuspielen, die sich mit dem Unsichtbaren beschäftigen. Es gibt nämlich vor allem im Zusammenhang mit dem Menschen vieles, das unsichtbar ist. Wir haben, wie oben schon angedeutet, in der Sprache viele Namen dafür: die Freiheit, das (Selbst)Bewusstsein, das Denken, die Seele, den Geist, Verstand, Vernunft, das Ich, etc.). Die Wissenschaft will nun *wissen*, was all dies *ist*. Es also ins Seiende, in die ontische Differenz übersetzen; nur so wäre Erklärung möglich. Diesem Vorhaben stellen sich aber mindestens drei Probleme in den Weg: Erstens verdankt sich die Übersetzungsfähigkeit gerade dem, was man erklären will (Voraussetzungsproblem, erkenntnistheoretischer Zirkel), zweitens „wissen“ wir unmittelbar aus unserem *Gesamtsein* heraus (allen Sinnen und dem Denken) über das Unsichtbare *mehr*, als es je Sichtbarkeit zum Ausdruck bringen kann (Reduktion auf instrumentengesteuertes Sehen), drittens „sehen“ wir Elemente, über radioaktive Substanzen sichtbar gemachte Reaktionen, das Gesuchte aber gerade nicht. Weil das aber so ist, neigen Wissenschaftler dazu, es überhaupt zu leugnen (es gibt kein Ich, keine Freiheit etc., für *ihr* Modell stimmt das auch).
25. Diese Art von Wissenschaft kann niemals die genannten „Unsichtbarkeiten“ erfassen und erklären, was nicht heißt, dass sie überhaupt keinen Zugang zu ihnen haben. Auf ihre Weise können sie Geschehnisse, Prozesse sichtbar machen, die eben durch Unsichtbares verursacht sind (Aktivierungen, Reaktionen etc.). Es geschieht also sehr wohl eine jeweilige Veränderung *am* Seienden. Dies heißt aber nicht, dass diese wiederum *in ihm* selbst identifiziert werden kann, es also selbst Ursache der eigenen Aktivierung ist. Das Sichtbarmachen kann also unterschiedliche „Aggregatzustände“ feststellen, elektromagnetische Schwingungsintensitäten messen; dabei bleibt es aber. Dennoch bekommen wir aber

aus der Wissenschaft immer wieder weit darüber hinausgehende Erklärungsangebote. Sind sie analog zu den Verführungsabsichten der Kunst zu verstehen? Geht es nicht psychologisch gesehen um Versuche, uns Sicherheit zu geben in Bereichen, wo diese ständig in Frage gestellt ist? Sichtbares — so meinen wir jedenfalls — verschafft uns Zugang und Handhabbarkeit. Wir verleiten uns selbst, es als die einzige und ausschließliche Realität zu nehmen, die jetzt endlich „vor unseren Augen“ steht. Gegenüber der Kunst, die um mehrdeutige Verweisungszusammenhänge nicht umhinkommt, behauptet nun Wissenschaft Eindeutigkeit und Exaktheit. Umso größer der Druck, das Sichtbare als das wahre Sein zu nehmen.

26. Wenn aber diese dominant beschriebene Wissenschaft hier an ihre Grenzen kommt, heißt das, dass wir Wissenschaft überhaupt aufgeben? Man könnte ja hier die Versuche von Theologie, Philosophie, den sogenannten „Geisteswissenschaften“ ins Treffen führen und dort nach adäquateren Erklärungen suchen. Es ist aber auch hier Enttäuschung unvermeidlich. Sie liegt nicht nur daran, dass sowohl Theologie, wie auch Philosophie „ontisch“ unterwegs waren, nur auf einer anderen Ebene (es wurden sozusagen die Unsichtbarkeiten elementarisiert, geordnet, eine „Substanzenwelt“ des Geistes hergestellt), wenn sie nicht überhaupt wie die Atomisten, Sensualisten, Materialisten sich in ähnlichen Modellen wie die Naturwissenschaften bewegten. Die Geisteswissenschaften — hauptsächlich historisch ausgeprägt — fühlten sich auch nicht gerade dazu berufen, das Unerklärliche zu erklären. Wenn aber, dann ebenso in Analogie zum dominanten Wissenschaftsmodell: Jene Übersetzung ins Seiende war diejenige in Ereignisse, Geschehnisse und Werke; im Extrem faktographische Sammlung und Aufzählung von Geschehenem (Positivismus). Die eher interpretativ erklärenden Richtungen bis zu jenen, die berichten wollten, „wie es eigentlich gewesen ist“, versuchten die Ereignisse ebenso immanent wie die Naturwissenschaften ihre Elemente aufeinander zu beziehen, in Zusammenhang zu setzen, Ursache-Wirkungsverhältnisse zu identifizieren. Was aber ist hier ein Element, was wird herausgegriffen, was bedeutsam gemacht? Welche Instrumente, Methoden werden hier gebraucht, entwickelt, verfeinert, die neue Ele-

mente und ihre Abgrenzungen sichtbar machen? Und all das geschieht hier im Medium der Sprache. Um welches Medium handelt es sich hier?

27. Generell gilt für Wissenschaft: Neben „äußeren“ Messinstrumenten (z. B. Mikroskope) gibt es auch „innere“. Terminologien, definierte Begriffe, Formeln, Symbole, Zeichen, sie alle sind Handwerkszeug wie Zangen, Bohrer, Schraubenschlüssel, Hämmer etc. Es würde sich übrigens hier lohnen, diese Analogie näher anzusehen, darnach zu suchen, was wem entspricht. Werkzeuge lassen sich zwar verbessern, behalten aber ihren Grundcharakter, der in ihrem Gebrauchszweck liegt, bei. In den verschiedenen wissenschaftlichen „Sprachen“ wird somit einer doppelten Funktion entsprochen: Es werden erstens Instrumente zu einer bestimmten zielgerichteten Erfassung von Wirklichkeit entwickelt und ausgebildet, und zweitens damit auch ein Medium der Verständigung geschaffen. Wenn ein Wissenschaftler eine Formel, einen Begriff gebraucht, weiß der andere, was damit gemeint ist (d. i. auch der „Stoff“, der zu lernen ist – eingefrorene Kommunikation). Im Gebrauch wissenschaftlicher Terminologien werden also immer zwei Welten hergestellt und mitvermittelt und das ist weniger harmlos, als man zunächst meint, wenn man bloß an Instrumente denkt: Es wird eine bestimmte Weltsicht transportiert und eine bestimmte Kommunikationsgemeinschaft konstituiert. Beide Seiten verstärken einander zur „Identitätsillusion“. Es wird die wissenschaftliche Erkenntnis als Wirklichkeitserkenntnis genommen. Aber so, wie ein Hobel nicht dazu da ist, das Holz in seinem Wesen zu erkennen, sondern es zweckbezogen zu bearbeiten, so auch die wissenschaftliche Sprache. Zwar hat die Konstruktion des Hobels etwas mit dem Holz zu tun (stellt eine bestimmte Relation her – dieses Argument gegen den radikalen Konstruktivismus), es wird aber in Bezug auf etwas genommen, das nicht in ihm selbst liegt. Der Erkenntnisfortschritt besteht auch, wie wir sagten, in einer Verfeinerung, Perfektionierung der Instrumente. Wenn das aber der Fall ist, bedeutet dies, dass eben mehr Bezüge *hergestellt*, mehr äußere Zwecke mit dem Objekt verbunden werden können. Dies funktioniert so lange, als man sein Objekt diesbezüglich zurecht machen kann; schwierig wird es dort, wo das Objekt sich verweigert oder die Instrumente einfach nicht zur Kenntnis nimmt. Dies ist üb-

rigens ein Grund dafür, wieso die Terminologie der Nicht-Naturwissenschaften vom Menschen so ihre liebe Not mit „eindeutigen“ Terminologien hat. Selten führt das in unserer arbeitsteiligen Gesellschaft zur Einsicht, dass es ein Problem gibt, das gerade in dieser Arbeitsteilung liegt. Eher meint man die Terminologien, Begriffe entwickeln, verfeinern, die Instrumente tauglicher machen zu müssen. Leider führt dies eher in terminologische Komplexität (Selbstverkomplizierung), die erst recht für den „Laien“ unverständlich wird.

28. Die Alltagssprache ist etwas anderes. In ihr findet sich das „Gesamtrepertoire“ des Mediums Sprache. Vom Instrument bis zum „beredten Schweigen“ findet sich alles, wozu Sprache eben fähig ist und sogar wozu sie nicht fähig ist; selbst das kann sie andeuten, etwa auch in Metaphern zu sagen versuchen. Sie hat viele Zwecke, die weit über die wissenschaftliche Sprache hinausgehen, und manchmal weiß man auch nicht, welches Gerede angesagt ist. Oft gibt es Missverständnisse, die nach Klärung verlangen, oft Klarheiten, die, wie sich bald herausstellt, keine sind. Die Sprache kann im Sprechen – sich mitteilen – entlasten, befreien, sie kann aber auch das Gegenteil. Vorwürfe sind etwas anderes als Bitten, obwohl manchmal im selben Wortgebilde verfasst. Viel ließe sich hier noch weiter ergänzen, das Gesamtrepertoire könnte ohnehin kaum erfasst werden. Man kann nun ein zweifaches Verhältnis zu diesem Phänomen Alltagssprache einnehmen. Man kann sie als mangelhaft, unausgebildet (primitiv), schillernd, vieldeutig, etc. ansehen, oder aber auch umgekehrt als gerade deshalb eher dem Menschen und seinem Leben adäquat. Jedenfalls sind ihre Begriffe nicht eindeutig, manchmal sogar widersprüchlich, sie haben auch ihre Veränderungsgeschichte (in der Etymologie erfasst), ihre Mehrdeutigkeit führt nicht bloß zu Missverständnissen, sondern auch zu Sprachspielen, zu Ironie und Witz; sie erzählt „Gleichnisse“, Geschichten, die etwas ganz anderes meinen, als in den Wörtern steht. Dieses „Chaos“ kann sich die von uns beschriebene dominante Wissenschaft nicht erlauben. Die Sprache muss „gereinigt“, ein-eindeutig gemacht werden. Dies geschieht durch Definition (Übereinkunft in Bedeutungsinhalten und Ausschluss anderer möglicher) oder Formalisierungen. Die ersten schließen (Sprach-)Wirklichkeit aus, die zweiten erreichen ihren Zweck, wenn er

konsequent verfolgt wird, nur mehr in logischer „Selbstidentität“ (der Begriff, das Symbol, die Formel meinen nur mehr sich selbst und nichts anderes mehr; $A = A$).

29. Natürlich gibt es auch im Alltäglichen eine mehr oder weniger ausgebildete Sprache. Es geht hier nicht darum, sprachliche Hilflosigkeit emporzujubeln oder der Unmittelbarkeit alltäglichen „Stammeln“ und „Stotterns“ das Wort zu reden. Auch im Alltag gibt es hier vielerlei Probleme, von denen dasjenige zwischen Dialekt und Hochsprache nur eines ist. Aber darum geht es hier nicht, sondern speziell um die Frage, welches Verhältnis es zwischen einer wissenschaftlich „gereinigten“ Sprache und der Alltagssprache gibt? Wie z. B. auch Wissenschaft ins Alltagsverständnis übersetzt werden kann. Schließlich aber auch, ob nicht das „Gesamtrepertoire“ der Alltagssprache manchmal schon deshalb heranzuziehen ist, weil es eher dem „Reichtum des Lebens“ und seiner Widersprüchlichkeit entspricht.
30. Terminologische Festsetzungen garantieren gleichen, gemeinsamen Instrumentengebrauch und eine vorentschiedene bestimmte Weltsicht. Alltagssprache hat es aber mit dem Ganzen und „Übriggebliebenen“ zu tun. Sie ist universell und dilettantisch zugleich. Es findet sich in ihr kein wirklicher Halt. Sie lässt uns immer mit einer gewissen Unsicherheit zurück. Letztere stärkt nicht gerade ihr Selbstbewusstsein. Sie wird anfällig für äußere Einflüsse, die mehr Sicherheit geben. So finden sich in der Alltagssprache religiöser Zeiten plötzlich Formelhaftes, das niemand versteht und in wissenschaftlich bestimmten Zeiten wiederum viel an unverdauter Begrifflichkeit. Diese „gliedert“ sich oft recht seltsam in alltagssprachlichem Gebrauch ein, wird als Machtmittel verwendet, aber auch als Versuch, manches besser zu verstehen. Auffällig ist, wenn, aus welchem Grund immer, „Laien“, Betroffene, nicht einem wissenschaftlichen Fach zugehörige Fachsprachen papageienhaft für ihr Leben übernehmen, ohne zu bemerken, dass es mit diesen gar nichts zu tun hat (manche Wissenschaftler verstehen dies fälschlich als eigene „Anschlussfähigkeit“). Einen Grund aber wissen wir bereits: Eine „gereinigte“ Sprache verspricht eine von

Widersprüchen gereinigte Welt. Ein Leben in (selbst)geschaffener Ordnung auf Dauerhaftigkeit. Terminologietreue, Verlässlichkeit im Begriffs- und Methodengebrauch, wird daher nicht nur als hohe wissenschaftliche Tugenden geschätzt, ihre Verletzung oft ebenso mit emotioneller Entrüstung zurückgewiesen. Man soll nicht unterschätzen, welche Bedeutung dies im Wissenschaftsbetrieb selbst hat, was die Gefahr eines Zugehörigkeitsverlustes immer noch emotionell heißt. Wie schon früher, sehen wir auch hier das Bestreben, aus dem Fluss und der Bewegung, die nun einmal Wirklichkeit und Geschichte darstellen, Orte der Stabilität herauszunehmen, auf denen diese Art unkontrollierter Bewegungen ausgesetzt sind. Gegenüber früheren Zeiten mit ähnlicher Motivation erreicht unsere wissenschaftliche Stabilität diese aber durch laufend verändernden Eingriff. D. h., um es paradox zu sagen, ihre Stabilitäten und Sicherheiten schaffen ständig neue Wirklichkeiten und damit ständig *neue* Unsicherheiten, die in ihrer Welt, mit ihren Mitteln *nicht* zu bewältigen sind.

31. Die grundsätzliche, gleichsam zur Existenz gehörende, weil überlebensnotwendige Fähigkeit des Menschen zur *Abstraktion* wird in der dominanten Form der Wissenschaft genützt und auf die Spitze getrieben (extremisiert). Die Wirklichkeit besteht aus Unterschieden („kein Blatt gleicht dem anderen“), aus Besonderen und Individuellen. Diese verwirrende Vielfalt muss zusammengefasst werden, damit nicht jedes „Ding“ zu immer neuer Fragestellung führt, neue Orientierung und Bestimmung verlangt. Diese Zusammenfassung geschieht in Abstraktion und Verallgemeinerung. Bereits die Sprache als Instrument funktioniert so – sie „erfindet“ Begriffe, die Dinge in „Klassen“ zusammenfassen lassen. *Den* Baum gibt es in Wirklichkeit nicht, nicht einmal *die* Birke. Auch *den* Menschen findet man nirgendwo. Verallgemeinerungen können in zweifacher Weise „verankert“ sein. Einmal in einem bestimmten Zweck, operativen Nutzen. Wenn ein Forstwirt sagt, er „geht ins Holz“, meint er etwas anderes, als wenn ein Spaziergänger oder Dichter sagt, er „geht in den Wald“. Beiden Abstraktionen liegt aber ein bestimmter Handlungszweck zugrunde. Man weiß, was gemeint ist und welcher „Wirklichkeitsgebrauch“ (Umgang) angestrebt wird, bzw. stattfindet. In

der zweiten Verankerung versucht man sich näher an die Wirklichkeit zu halten. Man fasst Ähnlichkeiten zusammen, versucht Verallgemeinerungen an gleichen Merkmalen zu orientieren, gleichen Funktionen zuzuordnen (das Holz der einen Birke ist jenem der anderen ähnlich; die Leber übernimmt in allen Organismen anscheinend ähnliche Funktionen, Raubtiere vereint ein bestimmtes Verhalten). Auch wenn diese Verallgemeinerungen anscheinend näher an der Wirklichkeit sind, weil sie die Dinge mehr in ihrem „für-sich-Sein“ respektieren, das Besondere, Individuelle erreichen auch sie nicht; sie ermöglichen aber mehr Variabilität im Umgang. Im „Mitleben“ mit Pflanzen und Tieren kann hingegen diese Individualität erreicht, „berührt“ werden. Ein Haustier wird unverwechselbar, bekommt „Charakter“, ein Baum vermittelt sich in seiner besonderen Gestalt, der im Allgemeinen nicht zum Ausdruck gebracht werden kann. Allerdings gehen damit Eindeutigkeit und Zweckbestimmung verloren. Der Begriff wird facettenreich, unbestimmbarer, sogar widersprüchlich (der Lindenbaum in Schuberts gleichnamigen Lied ist zwar Baum und Linde, das Besondere an ihm ist aber mehr: Ort des Verlassens und der Wiederkehr).

Die Wissenschaft ist an eindeutiger Verallgemeinerung interessiert. Ihrem Gebrauchs- und Anwendungszweck entsprechend fasst sie bestimmte (definierte) Merkmale und Funktionen unter einem Begriff zusammen; sie klassifiziert Wirklichkeit. Klassifikation heißt immer auch Ausschluss von Wirklichkeit, „unwichtigeren“ Merkmalen. („Schädlinge“ sind im *bestimmten Bezug* solche, im anderen nicht, ebenso „Nützlinge“.) Eine Krankheitsdiagnose kann vom jeweiligen Individuum absehen, bei allen „Fällen“ eine gleiche Therapie anwenden („der Blinddarm“ auf Zimmer 11 unterscheidet sich nicht von jenem auf Zimmer 12 oder in Brasilien). Klassifikationen haben ungeheure Vorteile und geben sowohl Anwendungs- wie auch Kontrollsicherheit. Freilich benimmt sich mancher Blinddarm anders als zu erwarten war; nicht immer kommen dann andere Klassifikationen zu Hilfe.

32. Abstraktionen „vergewaltigen“, wie es schon der Name sagt, Wirklichkeit. Sie sehen von bestimmten Eigenschaften, Merkmalen, Erscheinungen ab, heben an-

dere hervor, operieren mit ihnen, und setzen sie oft in neue Zusammenhänge. Sie sind in diesem Sinn nicht Wiedergabe von Wirklichkeit, sondern Produkt zweckgebundener Willensentscheidung. Wissenschaftliche Erkenntnisse sind dann aber nichts anderes als kollektivisierte, verbindlich gemachte Entscheidungen. Entscheidungen sind aber sowohl revidierbar, wie auch stets mit Unsicherheit behaftet. Andere Entscheidungen, andere Erkenntniswirklichkeiten; welche will man? Aus vielen Gründen fällt es schwer, sich dieser Frage zu stellen. In alter hierarchiegeleiteter Haltung verbindet man mit Abstraktionen immer noch die „höhere“ Wahrheit; schließlich war ja Gott selbst die „absolute“ Abstraktion. Die Logik der Wissenschaft befindet sich in der Nachfolge dieser hierarchischen Denkform (an die Stelle Gottes treten Bestrebungen, die *eine* Weltformel zu finden, *den* Aufbauplan des Lebens usw.). Klassifikationen schaffen weitere Ordnungen und damit Sicherheit. Man meint zu wissen, was wohin gehört. Diese Stabilität soll durch die Anbindung der Erkenntnis an Entscheidung und Willen nicht erschüttert werden (wenn diese Ordnung sich auch als Wirklichkeit etabliert – die Wahrheit, die Abstraktion sich bewähren – ist die Verlockung überhaupt groß, diese Anbindungen zu vergessen. Man kann sich auf Handlungs- und Vollzugsverhältnisse verlassen und sie auch kontrollieren. Ein klinischer Notfall zieht Routine nach sich; jeder weiß, was zu tun ist. Wie sollte auch ein „Kunstfehler“ in medizinischer Praxis nachgewiesen werden, wenn er nicht am „Richtigen“ messbar gemacht werden könnte). Schließlich ist es immer schon üblich gewesen, Abstraktionen zu institutionalisieren; sie hätten sonst an der Wirklichkeit keinen Bestand. D. h. aber, dass sich Abstraktionen selbst als (Gegen-Ersatz-)Wirklichkeit setzen. Als solche entwickeln sie ein Eigenleben, das noch weit mehr mit einbezieht und sich unterwirft, als ursprünglich von der Abstraktion selbst verlangt wurde. Berufe werden geschaffen, Ausbildungen vorgesehen, rechtliche Regelungen finden statt, man kann Geld verdienen, arbeiten, seine Existenz sichern. Die Abstraktionen werden über ihre Institutionalisierung zu etwas sehr Konkretem, Lebensbestimmendem. Sie bekommen einen universelleren Ausgriffscharakter, neigen zu diversen Totalitarismen. Die Abstraktionen verlieren auf diesem Weg ihren eigentlichen

Wesenscharakter, verbergen ihn jedenfalls hinter der geschaffenen Realität. Diese ist selbst ständig mit immanenten Entscheidungen beschäftigt, so dass die vorausliegenden Grundentscheidungen außer Blick geraten. In ihrer institutionalisierten Existenzform verfallen Wissenschaften dadurch gern einem reflexionslosen Immanentismus, der für die genannte Problematik nur mehr Verständnislosigkeit anbieten kann. Jeder Paradigmenwechsel trifft daher auf diese, wenn nicht auf geballten Widerstand. Wenn Kuhn ihn an das Aussterben von Autoritäten und Generationen bindet, sagt er damit viel über die existenzielle Verflochtenheit der Abstraktion aus.

33. Das von der Abstraktion Ausgeschlossene hat innerhalb ihres Bezirkes keinen Ort mehr, nichts zu suchen. Wenn es aber nicht vernichtet wird, bleibt es doch irgendwie da, vorhanden. Was geschieht mit diesem Restdasein? Die Wissenschaft reagiert darauf auf folgende Weisen: Sie schließt es „auf alle Ewigkeit“ (meist sogar aus Bescheidenheit im Sinne einer Unzuständigkeit) aus und überlässt es „nicht-wissenschaftlichen“ Bezirken; allerdings wird es dabei meist entwertet (es ist irrational, unbedeutend etc.). Es wird weiters als nicht-existent erklärt, als Illusion, Einbildung der „unaufgeklärten“ Menschen. (So erklärt manchmal die Hirnforschung das Ich, die Freiheit etc. als nicht-existent.) Wenn es aber einfach nicht hinweg interpretierbar ist, versucht man es schließlich in irgendeiner Form doch noch, es der eigenen Abstraktion und seiner institutionalisierten Einrichtungen zu unterwerfen. Dieser Vorgang kann innerhalb der Wissenschaften zu den wildesten Konstruktionen führen, zu *nachweislich nicht* durch die eigenen Begriffe und Methoden abgedeckten und nachvollziehbaren Ergebnissen. Für diese unstatthaften „Selbstverkomplizierungen“ gibt es unzählige Beispiele; so im „partikularen Universalismus“, im Physikalismus, im Biologismus, in einem mechanistischen Materialismus, gegenwärtig insbesondere in einer physikalisch orientierten Gehirnforschung, die plötzlich meint, alle Phänomene, die den Menschen ausmachen, im Gehirn und seinen Prozessen verorten zu können. Die hier aufgezählten „Umgangsformen“ mit dem ausgeschlossenen Restdasein entsprechen übrigens ebenso traditionellem Hierarchygehebe (Vernichtung, Entwertung, Einverleibung).

34. Im Allgemeinen, der Abstraktion der Wissenschaften geschieht ein mehrfacher Ausschluss. Erstens, wie schon gesagt, der nach Zwecken; sie lassen nur bestimmte Eigenschaften, Funktionen etc. berücksichtigen (z. B. in idealtypisch eingerichteten Experimenten). Zweitens wird damit der Zusammenhang des „für-sich-Seins“ unterbrochen, aufgehoben, als irrelevant angesehen. Drittens spielt die Qualität des Besonderen, Individuellen keine Rolle, viertens all das überhaupt, was nicht „sichtbar“ zu machen ist. Kann es für all das daher keine Wissenschaft geben?
35. Wissenschaft im beschriebenen Sinn funktioniert nur, wenn das Allgemeine widerspruchsfrei begriffen werden kann. Nur dann lässt sich von ihr auch allgemein nachvollziehbarer, kontrollierter Gebrauch machen. Widerspruchsfreiheit bedeutet auch Eindeutigkeit. Ein Begriff bedeutet das und nichts anderes, schon gar nicht sein Gegenteil. Um dies zu erreichen, wird immer noch – und fast ausschließlich – von der guten alten Logik als methodischem Instrument Gebrauch gemacht. Sie lässt sich auch auf vieles anwenden und sinnvollerweise vor allem dort, wo man „hieb- und stichfeste“ Ergebnisse braucht (eine Maschine darf sich nicht selbst widersprechen oder gar Individualität entwickeln). Treten im Prozedere dieser Wissenschaft Widersprüche auf, heißt dies, dass noch vieles offen ist; erst wenn sie beseitigt sind, lässt sich von Ergebnissen sprechen. Aus mehreren Gründen lässt sich aber der Widerspruch nicht ausschalten: Erstens hat jede Abstraktion durch den Ausschluss des „Restdaseins“ den Widerspruch an ihr selbst; sie setzt sich zu etwas in einen Gegensatz. Zweitens setzt sie als bestimmte, definierte Feststellung Bewegung außer Kraft, ist festgestellte Bewegung in bewegter Umgebung, zu der sie im Gegensatz ist. Drittens ist jedes Ergebnis als vorläufiges, nicht Endergebnis; es befindet sich im Gegensatz zur eigenen Relativierbarkeit. Schließlich und viertens wissen wir „naiv“ von vielen Widersprüchen, die einfach real sind, existieren, ob es die Wissenschaft will oder nicht. (Die unterschiedlichen Geschlechter sind im Begriff des Menschen nicht einfach logisch aufzuheben, schon gar nicht würde Ausschluss oder Vernichtung ein „tragfähiges“ Resultat bedeuten; Liebe und Hass, so heißt es jedenfalls, „wohnen nahe beieinander“ und es ist sinnlos zu fragen,

was von beiden logisch richtiger ist; letztlich kann überhaupt behauptet werden, dass der Mensch selbst und insgesamt ein widersprüchliches Wesen in vielerlei Ausprägungen ist und eher nicht eindeutig zu machen.) Muss die Wissenschaft alle Widersprüche ausschließen? Dem Irrationalen überlassen oder sie überhaupt, als bloß vorläufige, für die Zukunft als inexistent erklären? Welche Wissenschaft könnte der real existierenden Widerspruchslage entsprechen?

36. Für die an der Subsumptionslogik orientierte Wissenschaft ist die Kategorie der Quantität zentral. Dies aus mehreren Gründen: Zunächst ist sie vorzügliches Instrument für die Herstellung beliebiger Abstraktionen. Zählen entqualifiziert und entindividualisiert, macht daher den gezählten Gegenstand offen für eine Zuordnung zu einem zweckbezogen gewählten Allgemeinen. Der Zahl ist es prinzipiell gleichgültig, mit welchem Allgemeinen sie in Verbindung gebracht wird. Das Allgemeine (der Begriff, unter dem subsumiert werden soll) setzt den Rahmen, die Quantität, füllt ihn auf und ermöglicht Klassifikation (der Begriff Apfel z. B. ist der Rahmen des Allgemeinen und gefragt wird, was unter ihm zu subsumieren ist; für die Erzeugung von Most ist es meist nicht von großer Bedeutung, um welche Art von Apfel es sich handelt. Um eine gewisse Anzahl von Litern zu erreichen, brauche ich so und so viele Kilo Äpfel; in Letzteren wird gewogen und gemessen, die qualitativen Unterschiede zwischen den einzelnen Sorten aufgehoben). Es lässt sich weiters die „Höhe“ der Abstraktion durch die Quantität der ihr untergeordneten Begriffe, Menschen, Merkmale, Dinge, Eigenschaften erkennen (z. B.: Dem Schöpfergott, der absoluten Abstraktion, war die gesamte Schöpfung untergeordnet, dem Kaiser sein ganzes Reich usw. Vorgesetzte in Hierarchien stellen sich auch heute noch gern mit Nennung der *Anzahl* der ihnen Unterstellten vor. Den *Menschen*-Rechten sind ca. 6 Milliarden Menschen unterworfen, egal, wie sie sich voneinander unterscheiden). Durch die Quantität wird somit einer Abstraktion gleichsam „Würde“ erwiesen; vor ihrem Angesicht verblassen alle qualitativen Unterschiede und Besonderheiten. Wenn aber, durch Quantitäten gemessen und in Zahlen ausgewiesen, schließlich alles Untergeordnete sich selber *gleich* gemacht, eine logische Identität

hergestellt wird, kann mit ihm dem jeweiligen Zweck entsprechend verfahren werden; die Qualität des Besonderen, Unterscheidenden stört nicht mehr. (Der Hauptvorwurf, der immer wieder gegen die Statistik ins Treffen geführt wird, ist, dass sie Äpfel mit Birnen vergleicht. Der Vorwurf ist zwar vom Unterschied her berechtigt, nicht aber dann, wenn es um Obst geht; es ist geradezu der Sinn statistischer Klassifikationen, einem übergeordneten Zweck gehorchend vergleichbar zu machen, was von seiner ursprünglichen qualitativen Unterschiedenheit aus sich heraus *nicht* vergleichbar ist.) Der große Vorteil einer in Quantität ausdrückbaren logischen Identität ist auch der, dass sie überall dort Geltung hat, wo der gleiche Klassifikationszweck besteht. Zahlen, Quantitäten zwingen zur Einigung, die den Ursprungszweck immer wieder reproduziert. Damit erhalten sie den Status der Unbezweifelbarkeit. Alles, was über Zahlen aus- und nachgewiesen werden kann, gilt. (Im Wirtschaftssystem heißt die Leitwährung, durch die alles ausgedrückt werden kann, *Geld*, alles hat seinen Preis, es muss Profit gemacht werden, rote *Zahlen* sind existenzgefährdend, über Geld lässt sich tauschen, es ist *das* Medium anonymer ökonomischer Kommunikation. Geld eignet sich dafür besonders, weil es eine der „höchsten“ Abstraktionen darstellt; für sich genommen ist es eigentlich „Nichts“, was sich übrigens auch an seiner Entwicklung vom Geld über Münzen, Scheine, bis zur Plastikkarte zeigt; es verschwindet immer mehr aus unserer Sinnlichkeit. Das Nichts bekommt „Substanz“, Gestalt durch Quantität; die „Seinsform“ des Nichts ist also ebenso die reine Quantität, die Größe. Diese Zusammenziehung ist uns schon bekannt. Quantität entqualifiziert; reine [absolute] Quantität entqualifiziert total. Es schwindet auch der Klassifikationszweck. Die im Geld gemessene Quantität hat keine innere Zuordnung mehr, sie geht ins Leer-Unendliche; bietet keinen Halt; banal heißt dies: Um Geld kann man *alles* haben. Halt im Geld verschafft nur seine gemessene Größe; ihr entsprechen bestimmte [Kauf-]Möglichkeiten, andere nicht. Die gemessene Größe beschreibt den Klassifikationsrahmen dieser Möglichkeiten; sie gehen mit der Größensteigerung gleichsam ebenso ins Leer-Unendliche. Die Begierde, immer mehr Geld zu besitzen, hängt dann mit Möglichkeitserweiterung, „Vermögen“ mit Machtzuwachs zusammen; man will die

Unendlichkeit aktualisieren. Das Geld tritt an die Stelle Gottes. Wenn ein System der Leitwährung Geld verpflichtet ist, muss alles durch es ausdrückbar werden. Geld hat aber Substanz und Erscheinung nur in gemessener Größe. Diese drückt sich in Zahlen aus. Die alten Gewinn- und Verlustrechnungen der doppelten Buchhaltung reichen für dieses Unterfangen nicht mehr aus. *Alles* muss übersetzt, alles in Zahlen ausgedrückt werden. Die Leistung eines Mitarbeiters wird bis ins Detail mathematisiert: Wichtig wird die *Zahl* der Kundenbesuche oder -gespräche, die Zahl der Mitarbeitergespräche, alles wird in einer „balance score card“ gemessen. Was nicht leicht gemessen werden kann, gerät in eine Nebenrolle; es lässt sich nicht in Geld übersetzen und wird damit für das System ungreifbar.)

37. Der Ort der „reinen“ Quantitäten ist die Mathematik. Sie ist von allen Wissenschaften die abstrakteste, eben weil sie allen besonderen Abstraktionen dient und Instrumente für ihre Bildung und Bewahrung zur Verfügung stellt. Insofern erfreute sich die Mathematik immer höchster Wertschätzung, sie ist für den von uns beschriebenen Wissenschaftstypus unverzichtbar; und es verwundert die oft vertretene Ansicht nicht: „wie viel Mathematik, soviel Wissenschaft in den Wissenschaften“. Die neuzeitliche (Natur-)Wissenschaft hat sich in radikaler Weise dieser Mathematik bedient; Messen und Berechnen ist ihr verkündeter Zweck (Galilei: „was messbar ist messen, was nicht messbar ist, messbar machen;“ vor allem in Letzterem wird in Richtung Abstraktion und Entqualifizierung gegangen). Experimente *machen* messbar, d. h., sie stellen idealtypisch Raum-Zeit- und Bewegungsrahmenbedingungen zusammen, die sich gleich bleiben, innerhalb derer bestimmte Geschehnisse über Koordinatenzuordnung gemessen werden können. Das Beobachtungsinstrument muss sich, sollte das Experiment wiederholt und überprüft werden, selbst gleich bleiben. Messbarkeit setzt also Bedingungen voraus, die selbst etwas anderes sind als das Gemessene. Letzteres muss sich diesen Bedingungen fügen, anpassen, sich dafür als adäquat erweisen. Bereits diese implizite Forderung stellt eine entqualifizierende Abstraktionsleistung dar. Vielfalt und Unterschiede werden in ein „Koordinatengefängnis“ gezwungen. Dabei spielen Isolations- und Reduktionsvorgänge

eine notwendige Rolle. Wenn man in nachfolgenden wissenschaftlichen Anwendungen eine ebensolche entsprechende Realität herstellen kann, und sich diese als brauchbar und nützlich erweist, verursacht eine derartige Reduktion keine direkten Probleme (die Maschine funktioniert, der „Werkstoff“ hält, was versprochen wurde, etc.). Es findet aber eine Form indirekter Problemverursachung statt: Die hergestellte Teilwirklichkeit schafft in ihrem Verhältnis zur umgehenden Wirklichkeit *neue* Wirklichkeiten, die nicht im gleichen Reduktionsschema bearbeitet, bewältigt werden können (in den Kommissionen, die sich mit Technikfolgenabschätzung beschäftigen, kann es nicht nur naturwissenschaftlich-technisch zugehen; andere Wissenschaften kommen zu Wort. Welches neue „Wissenschaftskonglomerat“ entsteht hier?). Nun sind aber in der Wissenschaftsgeschichte auch Wissenschaftszweige zu beobachten, die messen und experimentieren, ohne dass aus den Ergebnissen eine ihnen adäquate Anwendung passiert, die Realität prägt. Reduktionen schaffen dann *direkt* Problemlagen; die quantitative Abstraktion muss qualitativ wieder aufgehoben werden. (So kann Artensterben beobachtet und gemessen werden, man kann auch Experimente durchführen, in denen man Lebensbedingungen ausprobiert, die für das Überleben einer bestimmten Art sich als günstig erweisen, d. h. aber noch lange nicht, dass dann diese „Biotop“ allenthalben eingerichtet werden. Man kann Bevölkerungswachstum messen und auf die Zukunft hin extrapolieren, ob es aber in Wirklichkeit sich so entwickelt, kann niemand prophezeien, ebenso folgt aus Prognosen noch nicht unmittelbare Realitätsveränderung. Um den Menschen zu schonen, finden vorerst einmal Tierversuche statt, und vieles lässt sich bei den Lieblingstieren der Experimentatoren, den Ratten und Mäusen, messen und feststellen. Auf den Menschen übertragen wird die Reduktion problematisch: Er lässt sich sowohl im positiven, wie auch im negativen Sinn nicht auf Laborsituationen beschränken, auch wenn manch klinischer Vorgang das nahe legen kann. Er kann sich nämlich zu seiner Krankheit recht unterschiedlich und zwar von sich aus verhalten. Und dieses of widersprüchliche Verhalten hat auf die ursprüngliche Experimentiersituation verändernden Ein-

fluss. Auf diesen Rücksicht zu nehmen heißt Requalifizierung, damit Aufgabe bestimmter Messbarkeit; welche Wissenschaft entsteht hier?)

38. Der hier beschriebene Wissenschaftstypus hat ein eigentümliches Verhältnis zur Zeit und zur Geschichte. Dieses hängt mit Messbarkeit (Mathematisierung), Exaktheit, Entqualifizierung und Anwendbarkeit zusammen. Lässt man sich einmal auf die mathematischen Axiome und ihre Konstruktionen ein, haben ihre Kalküle und Operationen gleichsam *Ewigkeitscharakter*, trotz Stochastik und Wahrscheinlichkeitsrechnung. Dieser liegt an der entqualifizierenden Abstraktion, der Forderung nach logischer Widerspruchsfreiheit, ihrem ausschließlichen Bezug auf den „reinen Gedanken“ (es wird sozusagen ausgeschlossen, vernachlässigt, was an Subjektiven, Individuellen, Emotionellen etc. im Denken sonst noch eine Rolle spielen mag). Ewigkeitsanspruch ($2 \times 2 = 4$ gilt überall und zu allen Zeiten) ist also nur durch eine radikale Reduktion erreichbar, in einer Form höchster Selbstdisziplinierung. Es spricht gleichsam das Denken nur mit sich selbst in festgelegten Formeln. In ihrer Verwendung – manchen Mathematikern ist dies ohnehin ein Sakrileg – macht sich Mathematik aber „endlich“, in dem sie sich mit aller möglichen Realität „beschmutzt“. Diese lässt sich nie vollständig in Mathematik übersetzen; es kann dies auch nicht der Zweck sein, weil sonst wiederum alle Realität verloren ginge. Sie soll ja, einem reduzierenden Abstraktionszweck entsprechend, erhalten bleiben. Also muss es „Grade“ der Anwendung von Mathematik geben. Wie schon erwähnt, hat die mathematische Naturwissenschaft bei „Gegenständen“ begonnen, die der mathematischen Abstraktion mit ihrem „Ewigkeitscharakter“ affin waren: Mit den Gestirnen, den Himmelskörpern. In ihrer Existenz und ihren Bewegungen ändert sich über Jahrtausende anscheinend recht wenig (zu Vernachlässigendes); sie waren nicht zufällig mit Göttern, den Unsterblichen assoziiert. Etwas, das sich gleich bleibt, immer wiederkehrt, vermittelt Gegenwartsunendlichkeit und d. h. Ewigkeitsvorstellungen. Im anorganischen Bereich wollte man weiterforschen und entdeckte Analogien. Steine fallen auch immer gleich, auch wenn die Bedingungen stimmen müssen (z. B. ein sich selbst gleiches Vakuum erzeugt werden kann). So war man im Gebrauch der Mathematik in der Physik zunächst tatsächlich auf

ewige Gesetze aus. (Diese Grundhaltung ändert sich erst dort, wo im mikrophysikalischen Raum der Einfluss der Beobachtung mitthematisiert wird). Wird nun in den anderen Wissenschaften ebenso, so weit wie möglich, Mathematik verwendet, so auch mit der Ausnutzung von Gesetzmäßigkeit und Ewigkeit. Die Forschungsgegenstände werden gleichsam aus der Zeit und vor allem aus der Geschichtlichkeit herausgenommen. Es wird versucht, ein sich-gleich-Bleibendes, sich immer Wiederholendes zu suggerieren (ob in medizinischen Gesetzen oder Sozialgesetzen, Reiz-Reaktionsschemata usw. — es geht darum, Ergebnisse zu bekommen, die zumindest von möglichst langer Dauer sind. Nicht Zufall kann es sein, dass unsere neuzeitliche Medizin mit der Anatomie beginnt, d. h. mit der Leiche. Mit dem Tod tritt man über in die Ewigkeit, heißt es. Leichen verwesen, also bedarf es einer idealtypisch-überzeitlichen Leiche). Natur- und Menschengeschichte haben aber keineswegs den Charakter eines sich-gleich-Bleibens. Hier gibt es Mutationen, dort „Kultur“. Veränderungen, gar Diskontinuitäten und Entwicklungssprünge sind *nicht* mathematisierbar.

39. Menschen teilen die Zeit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — übrigens eine Teilung, die so manch Fiktives an sich hat, wie schon Augustinus feststellte. Es handelt sich daher auch nicht um eine „*echte*“ mathematische Teilung. Eine solche, auf Geschichte angewandt, versucht Epochen, Perioden zu zählen, mit Jahreszahlen zu fixieren — eine, wie wir wissen abstrakte, nicht der historischen Realität entsprechende Einteilung. Gegenüber unserem Wissenschaftstypus kann daher folgendes Paradoxon vermerkt werden: Alle seine Objekte sind als solche bereits vergangen und nur eine beobachtbare oder konstruierte Wiederkehr in anscheinend identischer Gestalt macht sie gegenwärtig und zukünftig (also „*ewig*“). Wo beobachtbare und konstruierte Wiederkehr diese Dauerhaftigkeit am Gegenstand ermöglichen, mag dieser Ewigkeitsphantasie noch nachgegangen werden. Wo es aber um *tatsächlich Vergangenes* geht, aus dem Gesetze abgeleitet werden (wie oft in den Kultur-, Sozial-, Gesellschaftswissenschaften, aber auch in der Wissenschaft vom Lebendigen und der Medizin), ist die Phantasie nicht ungefährlich. Es kann ihr nämlich der Versuch auf

dem Fuß folgen, dass man Gegenwart und Zukunft so versteht, bzw. konstruiert, wie es die Vergangenheit will, vorschreibt. Und diese war bereits nur als reduzierte erfassbar. Im Thema „Prognostik“ wird zwar anscheinend der Zukunft ein Platz eingeräumt, allerdings meist zum Zweck, sie zu bestimmen, aus der Vergangenheit abzuleiten. Ein weiteres Paradoxon tut sich auf, das das Thema Motivation und Entscheidung impliziert. (Trotz aller gegenteiligen Entwicklungen prophezeien die meisten Wirtschaftswissenschaftler die Behebung der Arbeitslosigkeit durch Wirtschaftswachstum und legen zahlreiche Berechnungen vor. Zweierlei mindestens berücksichtigen sie nicht: Erstens, dass sich die Rahmenbedingungen historisch entscheidend geändert haben – die Arbeitslosigkeit kann auch, jedenfalls teilweise, als Erfolg unseres Wirtschaftssystems angesehen werden, zweitens, dass es daher auch unser Anliegen sein könnte – überhaupt wenn klar ist, dass es lineares Wachstum in einer endlichen Welt ohnehin nicht geben kann – eine Modelländerung vorzunehmen).

40. Dem idealtypischen Experiment entspricht ein idealtypisch isolierter, sich gleich bleibender Gegenstand. Gesetze, dauerhafte „Wahrheitsansagen“ der Wissenschaft sind nur möglich, wenn sich dieser Gegenstand nicht plötzlich unter der Hand verändert. Grundsätzlich gibt es diese Gegenstände nicht. Die (kosmologischen) Wirkzusammenhänge unserer Wirklichkeit lassen keinen Teil unbeeinflusst. Also gibt es ständig Veränderung und Entwicklung. In kosmologischer Betrachtung ist – bis jetzt jedenfalls – der Einfluss der Menschen auf dieses Geschehen gering. Diese Tatsache hat immer auch beunruhigt. Sie macht Zukunft unkalkulierbar. Also war es nahe liegend, sich zunächst auf die Suche nach Gleichbleibendem, Dauerhaftem zu machen. So kamen wahrscheinlich in Mythologien und Religionen die „kosmologischen Abstufungen“ zustande: Das Dauerhafte, sich Wiederholende, „Verlässliche“ bekam eine besondere Würde. Die Gestirne wurden Götter, die Institutionen an ihrer obersten Stelle mit Gott-Königen besetzt. Das sich ständig Verändernde wurde entweder nicht wahrgenommen, oder nur im Bezug zum „Ewigen“, Göttlichen gesetzt und verstanden. Seinen endgültigen Platz erhielt es dann in einer als Jenseits vorgestellten Ewigkeit; in ihr wurde sozusagen das Ideal der Gleichzeitigkeit mit jener der

Dauerhaftigkeit vereint. Diese Spaltung, dieser Dualismus stabilisierte einerseits die Institutionen der Menschen, als sie andererseits keine besondere Motivation für eine von den Menschen selbst zu leistende Veränderung in sich enthielten. Ein verändernder Eingriff in Wirklichkeit war nicht geboten, ja sogar „willkürlich“ beschränkt und tabuisiert.

Die neuzeitliche Wissenschaft verändert als Naturwissenschaft Weltanschauung und Konzept. Zwar beginnt auch sie mit den Himmelskörpern und ihrer gesetzmäßigen Erfassung, also mit dem Dauerhaftesten, das wir kennen, erweitert aber mit der Zeit ihr Interesse. Vielleicht gibt es „Analogien“? Vielleicht lässt sich die Dauerhaftigkeit und Verlässlichkeit der Gestirne auch auf andere „Gegenstände“ übertragen; damit gleichsam gegenüber allen naturwüchsigen Veränderungen eine stabilere Welt einrichten; das sich-Gleichbleibende aus dem Jenseits, der Ewigkeit in die irdische, endliche Welt verpflanzen. Man konnte dabei zwar in Analogie auf das anscheinend in der Wirklichkeit sich-Gleichbleibende zurückgreifen, es war aber bald erkannt, sich-Gleichbleibendes zu erschaffen, zu erzeugen war nur durch die Übernahme des Prinzips der Veränderung möglich. Man war gezwungen, in die vorhandenen Wirkzusammenhänge einzugreifen.

Es zeigt sich hier eine eigentümliche historische Dialektik: Wird die Wirklichkeit mehr oder weniger in ihrer Entwicklung sich selbst überlassen, unbeeinflusst durch unseren „systematischen“ Eingriff, brauchen wir für unsere Sicherheit viel „Gottvertrauen“ und ein „korrigierendes“ Jenseits, versuchen wir dieses im Diesseits zu etablieren, also zum Zweck von Stabilisierung einzugreifen, geht das nur über verändernden Eingriff, der seinerseits unvorhersehbare Folgen schafft, die neue Unsicherheit erzeugen. Darüber hinaus bleibt problematisch, was das Schaffen sich gleich-bleibender Gegenstände bedeutet, nämlich für solche die unabhängig von ihrer „Festlegung“ aus sich heraus immer das Bestreben haben, sich zu entwickeln und zu verändern (dieser Bezug gilt generell für alles Lebendige, insbesondere aber für den Menschen und sein Wollen; dieses ist nämlich

sozusagen das Organ des sich-selbst-nicht-gleichbleiben-Wollens, genau dieses Eingriffes, der es selbst verändern muss).

Zunächst ist diese Betrachtungsform aber irrelevant. Wahrscheinlich wäre die großartige Leistung der Technik nicht möglich gewesen, hätte man vom Anfang an derartige kritische Gedanken gehegt. Aber — die technologische Entwicklung, die man auch als Perfektionierung des sich-gleich-Bleibenden bezeichnen kann, insbesondere in Gestalt von Instrumenten und Maschinen, ist die eine Seite, ihre prinzipielle Dominanz die andere. Sie fördert die Tendenz des universalen Ausgriffs: Kein Bereich bleibt von der beschriebenen Gegenstandskonstitution ausgeschlossen. So wird der Versuch gemacht, eine stabile, kontrollierbare Kunstwelt zu schaffen. Werkstoffe werden ebenso zu Gegenständen, wie „Bausteine des Lebens“, menschliche Organe und Verhaltensformen. Um sie aber in „Dauerhaftigkeit“ übersetzen zu können, müssen alle aus ihren ursprünglichen Wirkzusammenhängen, jedenfalls partiell, herausgelöst werden. Dies geht manchmal nicht ohne gewaltsame Grenzsetzungen (Definitionen). Die Frage ist, wie darauf die ursprünglichen Wirkzusammenhänge reagieren? Neuerdings muss eine Dialektik festgehalten werden, die uns die gewünschte Stabilität und Sicherheit verwehrt: Wenn es uns nicht gelingt, wie im anorganischen Bereich weitgehend möglich, die ursprünglichen Wirkzusammenhänge auszuschalten, schaffen wir uns durch jede Vergegenständlichung weitere zusätzliche Probleme, die mit der Spezialisierung (unendliche Vergegenständlichung) und dem Grad der Abstraktion und Reduktion nur noch wachsen.

Hinzu kommt die Problematik, die jede Gegenstandskonstitution im Sinne des erwünschten sich-gleich-Bleibens nach sich zieht. Sie besteht in der Unsicherheit, die sich mit dem Begriff der Wirklichkeit selbst verbinden lässt. Von ihrer Seite gibt es nämlich mindestens drei: die „kosmologische“ (die Gesamtwirklichkeit, von der der Mensch ein Teil ist), diejenige menschlicher Perspektiven (sie ändert sich je nach historisch kollektivem Entwurf) und schließlich die der Wissenschaft selbst, die sich je nach Instrumentengebrauch als andere heraus-

stellt. (Man kann Letzteres z. B. an der Geschichte der Verwendung des Mikroskops verfolgen: Die ersten Vergrößerungen machten eine Wirklichkeit „zugänglich“, von der alle frühere „Sinnlichkeit“ keine Ahnung hatte; was diese dementsprechend verunsicherte. Die laufende Verbesserung des Instrumentes „desavouierte“ sozusagen ihren ersten oder früheren Gebrauch und schaffte somit wiederum eine ganz andere Wirklichkeit. Am Instrumentengebrauch und seiner Entwicklung wird also deutlich: Die Gegenstandskonstitution ist nie eine dauerhafte, sie ändert sich mit den sie herbeiführenden Instrumenten. Wir erreichen den sich gleichbleibenden Gegenstand nie, die wissenschaftliche Wirklichkeit ist selbst unendlich und voll unerwarteter Überraschungen.) Besonders schwierig ist diese Gegenstandskonstitution dort, wo es um den Menschen, seine sozialen Konstellationen und Veranstaltungen geht. Auch wenn sich alle Naturwissenschaft vom Menschen, insbesondere auch die naturwissenschaftlich orientierte „vermessende“ Psychologie, um einen dauerhaften Gegenstand Mensch bemüht hat, ihre Erfolge sind spärlich und haben eher Ideologien gedient als dem praktischen Leben. Für Letzteres und seine Wirklichkeit gilt immer noch: Wissenschaftliche Ergebnisse sind selbst Motiv, können angenommen, aber auch verworfen werden. Der Mensch ist jenes Wesen, das sich zu seiner Selbstvergegenständlichung „bewusst“ verhalten kann. Dieser Akt selbst kann niemals in analoger Weise vergegenständlicht werden.

41. Vergegenständlichungen sind Resultat von Entscheidungen. Letztere erfolgen nicht willkürlich, sondern verfolgen einen bestimmten Zweck. Entscheidungen machen *ihm* entsprechend Unterschiede in die vorgegebenen Wirkzusammenhänge. Diese Unterschiede sind nicht im Wirklichen selbst angelegt, sie treten von außen an es heran. Es wird Elementen von ihm ein äußerer zusätzlicher Zweck aufgezwungen. Letzterer hat etwas mit dem Wollen und Wünschen der Menschen zu tun (dieses unterscheidende Entscheiden beginnt bereits mit Tier- und Pflanzenzucht. In der Radikalität des Aufzwingens gibt es aber deutliche graduelle Unterschiede, die heute wieder diskutiert werden, z. B. in der Forderung nach einer „naturnahen artgemäßen“ Tierhaltung, in der Kritik der Massentierhaltung etc. Diese Diskussion macht deutlich, dass man nicht, ohne

selbst Schaden zu nehmen, beliebig äußere Zwecke aufdrängen kann; dass von Gegenstandsseite her sich Grenzen bemerkbar machen).

Die platte Teleologie der Aufklärungsideologie hat diese ohnehin vor allem in den angewandten Naturwissenschaften zum Tragen gekommene Tendenz verstärkt. Sie hat im Grunde das Telos der Natur als Zweck für die Menschen ausgegeben („der Eisbär hat deshalb ein so gutes Fell, damit es den Eskimos nicht kalt wird“). Diese Denkform entspricht einer doppelten Absicht, erstens bedeutet es den Freibrief für den Menschen, alles was „natürlich“ ist für seine Zwecke zu objektivieren, zweitens stellt es ihm eine ideologische Rechtfertigung zur Verfügung, indem gesagt wird, dass die Zwecke der Natur ohnehin auf den Menschen ausgerichtet sind.

Nun gibt es aber, wie es scheint, vom Kristall über die Formationen des Lebendigen bis hin zum Menschen so etwas wie „*Selbstzweckhaftigkeit*“, also einen inneren Zweck für sich selbst, noch bevor ein äußerer Zweck herantritt. Alles Wirkliche entwickelt aus sich selbst heraus einen „inneren“ Sinn, eine „in-sich-Vermitteltheit“, wie es Hegel sagt, die sich selbst genügt. Sie braucht weder Wissenschaft, noch eine äußere Zwecksetzung, die ihr zusätzliche Gestalten und Aufgaben zuordnet.

Wird aber all das Genannte rücksichtslos äußeren Zwecken unterworfen, geht meist mit seinem inneren Sinn auch der „Gegenstand“ zugrunde; oder er wird gänzlich in den neuen Zweck umgeformt, es entsteht überhaupt ein neuer Gegenstand, ein „Kunstprodukt“, das mit seinen Ursprüngen nichts mehr zu tun hat, sondern verkörperter materialisierter Zweck ist (Maschinen, Plastik etc.). Bei Lebendigen scheint diese totale Umformung nicht zu gelingen; es „stirbt“ mehr oder weniger, wenn der äußere Zweck nicht mit dem inneren Sinn kompatibel gemacht werden kann. Dies liegt unter anderem an der Qualität der Zwecke. Selbstzweckhaftigkeit dient dem jeweiligen Ganzen, ist sozusagen lebendige sich bewegende Synthese aller Teile (modern: Selbstorganisation). Sie ist nur der Begriff für einen Gesamtzusammenhang, der die jeweilige Gestalt

und Formation ausmacht, auch für das ihm entsprechende Überleben verantwortlich ist.

Der äußeren Zwecksetzung ist dieses für-sich-Sein eher hinderlich; sie muss geschlossene Gesamtzusammenhänge aufbrechen; und sie tut es, indem sie für sie wichtige Teile herausnimmt, bzw. isoliert, andere vernachlässigt. Dieses Vorgehen führt immer zu einer Störung der Selbstzweckhaftigkeit. Eine analytisch-elementarisierende Wissenschaft kommt in ihrer Subjekt-Objektsplung und deren nachträglicher Überwindung um diese Störungen nicht herum. Auch wenn sie zunächst noch gar keine äußeren Zwecke im Auge hat, sie kommt notgedrungen von außen und kann sich nur in Teilen der Wirklichkeit anschlussfähig machen. Will sie aber Selbstzweckhaftigkeit dabei erkennen, erfährt sie sofort eine unüberwindbare Grenze: Wissenschaftliche Erkenntnis muss entweder Selbstzweckhaftigkeit anerkennen, d. h. sie so lassen, wie sie eben ist, das wäre dann aber keine Erkenntnis, hätte auch keinen Zweck, weil sie bloß in einer begrifflichen Verdopplung dessen, was ohnehin ist, bestünde. Ihr Charakter ist aber ein anderer, sie nimmt weg und tut dazu; sie will in systematischer Form die vorliegenden Wirkzusammenhänge für neue Zwecke umbilden. Es ist also eine von außen eingreifende Erkenntnis; sie „schleicht“ sich sozusagen in die Wirklichkeit ein, und wird selbst ein Bestandteil dieser.

Vom Lebendigen wissen wir allerdings, dass es ebenso *aus sich heraus* reagiert. Selbstzweckhaftigkeit bedeutet ja gerade auch, alles, was von außen zufällig oder beabsichtigt eindringt, für *eigene* Zwecke zu verwenden, brauchbar zu machen. D. h. aber in weiterer Konsequenz, dass wir, eben weil wir uns nur in Teilen mit unserer Erkenntnis anschlussfähig gemacht haben, nie vorweg wissen können, wie das Ganze aus sich heraus reagiert. Würden wir aber versuchen, diese Reaktionen „aus sich heraus“ zu verhindern, würden wir Gefahr laufen, das „Selbst“ zu vernichten; damit wären wir auch mit den äußeren Zwecken auf verlorenem Posten. So gilt immer noch Kants Ausspruch: „es wird niemals einen Newton des Grashalmes geben“, auch wenn sich noch so viele gegenwärtig als solche aufspielen.

Mit der Selbstzweckhaftigkeit lässt sich auch so etwas wie ein „Eigenwert“ verbinden. Man ist für sich selbst wertvoll, nicht nur dann, wenn man Zweck für andere ist. A. Schweitzer nannte dies z. B. „Ehrfurcht vor dem Leben“, nämlich die Anerkennung dieses Wertes für sich. Nun kann man Wertsetzung ausschließlich mit menschlicher Tätigkeit verbinden wollen und tatsächlich scheint es sich, sprachlich gesehen, um Anthropomorphismen zu handeln. Die hier angesprochene Wertsetzung kommt aber gerade *nicht* von außen, wie die sonstigen Zwecke. Sie formuliert den Respekt eines für-sich-Seins eines Wertes, der mit diesem Sein bereits vorgängig verbunden ist. (Er spielt in allen Diskussionen um Tierversuche z. B., auch in Gesetzen gegen „Tierquälerei“ eine besondere Rolle.)

Nun kann man freilich fragen, ob dieser Aspekt für eine Wissenschaft (sowie sie als dominante beschrieben wurde) überhaupt relevant ist? Wenn sie ihn ohnehin mit ihrer Vorgehensweise nicht erfassen kann, was soll sie damit? Zu zweifeln sei darüber hinaus, ob dieser Eigenwert je überhaupt Gegenstand von Wissenschaft wird sein können, ob es je eine Wissenschaft gibt, die sich für seine Erkenntnis als brauchbar erweisen kann. Eine vorläufige Behauptung sei gestattet: Das Verhältnis von Selbstzweckhaftigkeit (Eigenwert) und Zweck von außen (Fremdbestimmung) muss *jedenfalls* „Gegenstand“ einer argumentierenden Auseinandersetzung sein, überhaupt dann, wenn hier anscheinend einiges außer Balance geraten ist. Für sie reicht die klassische Wissenschaft nicht aus und ihre Experten sind nur eine Seite davon. Hingegen fehlen uns die Experten für diesen „Dialog“.

42. Das klassische Wissenschaftsmodell geht Hand in Hand mit einer *doppelten Entwertung*. Objektkonstitution entwertet den Eigenwert für-sich-seiender Wirklichkeit (Zwecksetzung von außen nimmt auf ihn nur eingeschränkt Rücksicht), es entwertet zugleich aber auch die *gesamte Realität des erkennenden Subjekts*. Erstere wurde bereits im vorhergehenden Punkt beschrieben. Objektivierung kann gar nicht anders, als methoden- und intentionengemäß zu reduzieren. Schließlich wird ja Wissenschaft nicht als *l'art pour l'art* betrieben, sie

soll den Menschen nützen, Hervorbringungen leisten, die sein Leben erleichtern und verbessern. Was ist, wird zum Mittel dieser Zweckerreichung. Zum Mittel-Werden heißt Unterwerfung, Verpflichtung in Dienstbarkeit.

Ideologisch ist dieses Verfahren gestützt durch die Lehre von der Ebenbildlichkeit Gottes des Menschen und einer hierarchischen Festsetzung als „Krone der Schöpfung“, der alles dienstbar gemacht werden soll. Der Ideologie entspricht aber durchaus auch die nicht zu leugnende Tatsache, dass eben der Mensch auf verschiedene Weise fähig und auch genötigt ist, sich „die Natur“ zu unterwerfen. Das kann im Gegensatz zu ihm die Natur nicht, es sei denn „indirekt“, indem sie sich „rächt“, wenn Menschen in ihren Unterwerfungsakten sich selbst ihre „natürliche“ Lebensgrundlage entziehen. Dazu waren sie immer schon „fähig“ (Überweidung, Überjagung), in der Wissenschaft und vor allem in ihrer Anwendung kulminiert aber diese Fähigkeit. Sie wird systematisch, kollektiv allgemein (weltweit anwendbar), methodisch und bewusst (dieses Wissen ist „Macht“). Die Frage, die sich hier radikalisiert, lautet nicht, ob und wie Unterwerfung beendet, aufgehoben werden kann, oder ob wir uns frühere Zeiten, „sanftere“ Unterwerfung zum Vorbild nehmen sollen (auch in der Natur findet sich im Prinzip „Fressen und gefressen werden“ nicht unbedingt „partnerschaftliche“ Beziehung verwirklicht), sondern eher die, ob es noch ein anderes Verhältnis zur Natur (Pflanzen, Tiere etc.) geben kann, in dem ihr Eigenwert zur Geltung kommt; (idealtypisch gesprochen, wo ein Zusammen-*Leben* stattfindet, in dem die Zwecksetzung des Menschen nicht nur mit der Selbstzweckhaftigkeit übereinstimmt, sondern diese sogar befördert, erweitert. In menschlichen Zusammenhängen können wir dafür Beispiele finden. Auch wir machen uns gegenseitig zum Mittel für eigene Zwecke; sind diesbezüglich aufeinander angewiesen. Es ist aber ein großer Unterschied, ob wir einander ausschließlich für „fremde“ Zwecke verwenden — Sklaverei, Ausbeutung, funktionalistische Reduktion in Arbeitszusammenhängen — oder ob unsere Selbstzweckhaftigkeit — als besondere Gestalt „Freiheit“ genannt — jedenfalls teilweise akzeptiert und respektiert wird; oder ob eine gemeinsame Objektivierung uns allen nützlich ist, uns weiterbringt oder nur einige. Schließlich kennen wir auch eine „Objektivie-

rungsform“, in der zugleich im „Vollzug“ genau diese aufgehoben wird und dabei Selbstzweckhaftigkeit ihre Fülle, ihren Sinn erreicht: nämlich in der Liebe).

Wollen wir aber auch gegenüber der Natur ein anderes Verhältnis aktivieren, müssen wir uns um die zweite Form der Entwertung kümmern. Sie besteht nämlich in der Entwertung des „Subjekts“. Wie uns Lebenszusammenhänge und Alltag sagen, haben wir zur Natur und den Dingen keineswegs bloß ein Objektverhältnis; wir sind sogar imstande, Maschinen, Geräte, die wirklich rein zum Zweck für uns geschaffen wurden, zu biomorphisieren (der Motor ist abgestorben, stottert, etc.), ja zu personifizieren (vor allem beim Computer bemerkbar). M. a. W., unser Verhältnis zur Natur und zu Dingen ist ein vielfältiges, ein ganzes Bündel von Relationen, Reaktionen und Zwecken. Unserer neuzeitlichen Wissenschaft war dieser „verworrene“ Komplex vom Anfang an verdächtig und vor allem im Weg. Zumal klar gemacht werden konnte, wie viel an Unklarheit, Täuschung, Vorurteil mit ihm verbunden war. Also musste es für Wissenschaft und Wirklichkeitserkenntnis ausgeschaltet werden. Das Subjekt muss, wenn es Wissenschaft betreibt, sozusagen vergessen, was es insgesamt ist; muss zur Kenntnis nehmen, dass Sinnlichkeit nur „verworrene Eindrücke“ zu liefern imstande ist, dass Gefühle, Leidenschaften etc. überhaupt aus dem reinen, verobjektivierenden Erkenntnisprozess auszuschließen sind.

Wiederum kann diese Subjektreduktion verständlich erscheinen, verfolgt man die Anfänge der Naturwissenschaften, die unsere „normale, alltägliche“ Sinneserfahrung ganz deutlich in Schwierigkeiten brachte. Schließlich „sehen“ wir die Sonne sich bewegen und nicht die Erde und viele „Wirklichkeiten“ sehen wir ohne Geräte überhaupt nicht. Folgen muss eine Spaltung von Wirklichkeitsauffassung, bei der nachvollziehbar ist, welche den Kürzeren zieht. Die Erfolge jener, die verobjektivierend reduzieren, sind unleugbar, bewahren ihre „Wahrheit“ in Erfindungen und deren praktischer technologischer Umsetzung. Es muss also, so gesehen, die wissenschaftliche Wirklichkeitsauffassung, die Erweiterung unserer Erfahrung durch Instrument und Methode die eigentliche und bessere sein, wie unsere alltäglich sinnliche. Gefühle, Leidenschaften, d. h. andere Rela-

tionen wie die wissenschaftlichen, sind hier überhaupt unbrauchbar; es trägt zur „Erkenntnis“ nichts bei, ob wir einen Sonnenuntergang schön finden und genießen können, oder uns vor Schlangen fürchten, oder uns ein Haustier anschaffen, wenn wir einsam sind.

Wir sehen im Resultat: Die Entwertung des Eigenwertes nicht-menschlicher Wirklichkeit geht Hand in Hand mit einer Selbstentwertung. Zwar gibt es Sinnlichkeit, Gefühle, etc. nach wie vor in allen möglichen Facetten ungebrochen und sie sorgen für andere als wissenschaftliche Relationen, sie haben aber keinen so rechten angestammten Ort und werden daher eher als irrational, zufällig, „bloß“ subjektiv bezeichnet. (Übrigens: Um sie sich dennoch in irgendeiner Weise „handhabbar“ zu machen, hat man auch bei ihnen versucht, sie wissenschaftlich zu verobjektivieren; diese Versuche sind deshalb als gescheitert zu betrachten, weil sie eine unaufhebbare Differenz zwischen ihnen und den von ihnen „besessenen“ Subjekten schafft).

So hat uns die Subjekt-Objekt-Spaltung der Wissenschaft nicht nur in ihr zu dem mit ihr verbundenen Dualismus geführt: Unser ganzes Leben zerfällt in sich gegenüberstehende Teile; hier die Wissenschaft, die Erkenntnis, mit ihren Ergebnissen, Objektivität also, Expertentum und kollektive Autorität, dort der Alltag, das Gefühl, die Subjektivität, die Unverbindlichkeit, die Vorurteile, die „Täuschung“. Lässt sich im Sinne obiger Argumentation die Verobjektivierung und die Ausschaltung der Sinnlichkeit und der Gefühle bei Nicht-Menschlichem noch leichter nachvollziehen (schließlich soll es ja um die Verwirklichung eines oder mehrerer äußerer Zwecke gehen, die nicht durch sonstige Einflüsse gestört werden darf), wird die Angelegenheit jedenfalls dort problematisch, wo es sich um die Relation von Subjekten selbst handelt. Hier wird deutlich, was mehr „wiegt“: Es wäre seltsam, würden Menschen ihr Verhältnis zueinander gemäß wissenschaftlicher Objektivierungen gestalten; selbst Einflüsse, die hier zweifellos vorliegen, sind seit langem schon eher Thema humoristischer Romane (wie z. B. Swifts „Gullivers Reisen“ oder Sternes „Leben und Meinungen des Herrn Tristram Shandy“).

Die Selbstentwertung des so genannten Subjektiven hat allerdings noch weittragendere Konsequenzen als bis jetzt angedeutet. Sie sind auch die Ursache für das Motiv einer anderen Wissenschaft (der Interventionsforschung). Mag sein, dass Wissenschaftler ihr Selbstwertgefühl noch daraus beziehen können, eben Wissenschaftler zu sein, d. h., als „Experten“ bestimmter „Wahrheiten“ anerkannt zu werden – sieht man allerdings genauer auf ihre Lebensgestaltung hin, können auch da Zweifel auftreten. Es ist wohl nicht möglich, sein ganzes Leben mit einem partiellen Expertentum identifizieren zu können, man lebt vielleicht für die Wissenschaft, nicht aber als die Wissenschaft. Und Experte ist man immer nur als Spezialist für kleine Ausschnitte der Wirklichkeit. Dennoch, in einer sich zunehmend verwissenschaftlichenden Welt kann man sich als Wissenschaftler schon einen gewissen Selbstwert einräumen.

Wie aber geht es der „Masse“ der Nicht-Wissenschaftler? Teile von ihnen können sich dadurch „aufrichten“, als sie Ergebnisse der Wissenschaft betreuen, produzieren, verfeinern, reparieren. Die Gesamtlage wirkt generell aber partiell entmündigend; vor allem dort, wo es um spezialistisch schwer reduzierbare Lebensfelder geht, die als solche nicht völlig objektivierbar sind. Dazu gehören z. B. Themen wie Gesundheit, Erziehung und Bildung, Verhaltensformen, der Umgang mit Sterben und Tod usw. In all diesen existenziell bedeutsamen Bereichen entwickeln wir Gefühle, haben wir Vorurteile, stecken wir in Traditionen usw., die sich der Verobjektivierung und damit wissenschaftlicher Wirklichkeit entziehen.

Der Einwand, dass es überall dort auch Wissenschaft gibt, zieht nicht, weil eben diese Wissenschaft analog der naturwissenschaftlichen Trennung von Subjekt und Objekt vorgeht. D. h., dass wir immer wieder bemerken müssen, dass eigene Gefühle etwas anderes sind, als die von diversen Wissenschaften beschrieben. Sie deshalb abwertend als bloß subjektiv zu bezeichnen, bedeutet den ersten Schritt der Abwertung (die Subjektivität wehrt sich neuerdings auch heftig dagegen, indem sie, fast trotzig, auf sich beharrt und keine Relativierung gestattet). Dennoch ist auch beobachtbar, wie unsicher Subjektivität sein kann, wie

schnell sie sich in wissenschaftliche Objektivität flüchtet, und damit den Verlust des Eigenwertes bestätigt. Insbesondere im Kapitel Gesundheit wurde daher von verschiedensten Seiten sogar von einer Enteignung gesprochen; sie wird natürlich gefördert durch krankheitsbedingte Verunsicherung, die die allgemeine Abwertung verstärkt.

Die Medizin beschwört sich immer wieder aufs Neue als Naturwissenschaft und will das auch ernst meinen. Sie vernachlässigt dabei den genannten Eigenwert von Subjektivität, der andererseits als „Selbstheilungskraft“ immer wieder gefordert wird. Am Thema Gesundheit lässt sich der vorhin genannte Dualismus am deutlichsten nachweisen: Wir kennen einige verobjektivierende Wissenschaften und ihre Experten, die uns mit einer verallgemeinerbaren, veräußerlichten Wirklichkeit konfrontieren, die sie als die „eigentliche“ bezeichnen. Von ihr wissen wir aber nur durch Instrumente, Analysen, also über höchst komplexe (theoretische) Vermittlungen. Diese haben es nicht notwendig, auf unsere eigenen Bezüge zu uns selbst Rücksicht zu nehmen; sie können unsere „verworrenen“ Gefühle, Ängste, Unsicherheiten etc. „vernachlässigen“. Ihre Anlage ist so gebaut, dass subjektiver Eigenbezug und Eigenwert keine Rolle zu spielen brauchen.

Im „Fall“, in der durch Normwerte verobjektivierten Diagnose, findet eine großartige „demokratische“ Verallgemeinerung statt: In ihr sind alle Subjekte gleich. Deshalb vergessen sie allmählich auch auf sich. Sie unterwerfen sich, werden inaktiv, liefern sich aus und sind unfähig, bei sich selbst noch Potentiale zu finden. (Übrigens kann hier auch ökonomisch eine der höchsten Kostenursachen vermutet werden.)

Damit soll keineswegs behauptet werden, dass die verobjektivierende Wissenschaft auf ihre Art nicht Verdienste und Erfolge für sich abbuchen kann. Wie überhaupt festgestellt, hat es auch Menschen und sich selbst gegenüber Sinn, sich zu distanzieren, objektivieren, „nüchtern von außen zu betrachten“. Wir sind ja auch nicht bloß Subjekt und darin Selbstzweck, sondern in vielen Bezü-

gen, Einflüssen, die wir nicht unmittelbar steuern können (die Entdeckung von Krankheitserregern über Instrumente erweitert somit tatsächlich unsere Bezugswirklichkeit und verschafft uns sowohl Bewusstheit, wie Reaktionsmöglichkeiten, die es vorher nicht gab). Wie wir als Subjekte aber darauf reagieren (z. B. was stärkt oder schwächt Abwehr), kann aus dieser verobjektivierbaren Wirklichkeitserweiterung nicht abgeleitet werden. Und so ginge es auch hier wiederum um eine praktische Vermittlung, um eine Balance, die selbst *nicht* aus der Wissenschaft gewonnen werden kann. Sie wäre aber umso wirksamer, je mehr der Eigenwert anerkannt werden würde. (Selbsthilfegruppen, Ganzheitsmedizin, anamnestisches Bemühen, Aufklärung etc. sind im Zunehmen; allerdings hat die klassische Wissenschaft damit so ihre Schwierigkeiten).

Und noch etwas bleibt auf der Strecke. Ich fasse das unter dem Titel *Selbstaufklärung* zusammen. Die wissenschaftliche Abwertung von Sinnlichkeit, Gefühl, Subjektivität, die ja in ihrer Denkweise berechtigt war, legt den Gedanken nahe, dass sie entweder aufgegeben oder überwunden werden müssen. Wir sollten sozusagen wissenschaftlich sehen und fühlen lernen. Wir wissen schon, dass das Unsinn ist, es bleibt aber ein schales Gefühl zurück. Es ist nämlich schwerlich zu leugnen, dass Leidenschaften, Gefühle vielfach etwas „antiquiertes“ an sich haben, alte Verhaltensmuster offensichtlich aus einer Epoche stammen, die nicht mehr in unsere Zeit passt. Es ist also wohl etwas Wahres daran, wenn behauptet wird, dass sie nicht immer gute Ratgeber sind, uns in die Irre verführen, täuschen können. Es lässt sich in ihnen auch keine logische, rationale Vernünftigkeit aufbauen und sie sind zutiefst in sich widersprüchlich. Dennoch sind sie unser eigenes Leben in seiner gesamten Beweglichkeit. Sie sind eine Wirklichkeit, deren Objektivierung uns nicht weiterhilft. Wenn wir sie aber gar als das zu Überwindende bezeichnen, sie als Restbestände der Vergangenheit ansehen, sie also abwerten, wird es uns schwer gelingen, sie für uns in neuer Weise fruchtbar zu machen. Eine zweite Aufklärung gegenüber einer ersten, die sich eher der Verobjektivierung verschrieb, würde aber bedeuten, mit Sinnlichkeit, Gefühl etc. einen neuen Umgang zu finden, sie in ihrem Eigenwert *gemeinsam*

als das Subjekte-Verbindende wieder zu erkennen. Sie sind nämlich weder bloß subjektiv, auch wenn die Subjekte „erster Ort“ sind, noch „trügerisch“, Restbestände vorwissenschaftlicher Zeitalter.

43. In Konstruktion und Plan der Naturwissenschaften liegt das Gebot einer direkten Umsetzung beschlossen. Es wird behauptet, dass daher im Prinzip zwischen der so genannten Grundlagenforschung und der angewandten Wissenschaft kein Unterschied besteht; dieser nur durch historische Gegebenheiten, Interessen von Forschergruppen, ökonomischen Unterstützungen etc. zustande kommt (interessant ist es immer noch zu untersuchen, was, unter welchen Bedingungen, zu welcher Zeit Forschungsgegenstand war; zwar stellt auch die Wissenschaft in ihr selbst Fragen und selektiert Aufgaben; dennoch gibt es auch äußere Anstöße, Forderungen, Unterstützungen, Aufgabenstellungen, insbesondere in einer ökonomisch gesteuerten Auftragsforschung. Es ist nicht unerheblich, diese Umgebungsbedingungen mit in Betracht zu ziehen; schließlich sind sie mitkonstituierend in der Bezeichnung des Forschungsgegenstandes, und damit eine Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Zwei unterschiedliche Welten treffen hier aufeinander und es muss die Frage erlaubt sein, wie denn eine in sich „geschlossene“, nach Methoden und Prinzipien vorgehende Wissenschaft die andere Welt überhaupt in sich „aufnehmen“ kann).

Der Umsetzungsauftrag ist also kein moralischer, politischer, ökonomischer, der nur von außen kommt (vielleicht gehörte er zur Ursprungsmotivation am Beginn der neuzeitlichen Naturwissenschaften, sofern Bürgertum und Handwerker sich der Angelegenheit annahmen), er ist dem Modell immanent. Jedenfalls deutet alles, was wir bisher beschrieben haben, darauf hin. Gegenstandskonstitution, Objektivierung, Elementarisierung, methodische Abstraktion, idealtypische Konstruktion im Experiment, etc., all das Genannte ist nicht bloß Rezeption, Beschreibung von Wirklichkeit, sondern Eingriff. Erkenntnis entsteht, indem umgeordnet, reduziert, spezifiziert wird. Veränderung erst, bewusst vorgenommen, macht Erkenntnis möglich. Nun kann man zwar mit diesen Veränderungen in der Theorie, im Labor, im Experiment bleiben. Man könnte neben

der vorhandenen Wirklichkeit sozusagen eine Welt der Möglichkeiten und Veränderbarkeiten parallel aufbauen und der Betrachtung zur Verfügung stellen. Es wäre wohl aber naiv anzunehmen, dass wir Menschen uns damit zufrieden geben könnten. Zumal der Druck auf Umsetzung ja schon dadurch entsteht, dass in der Konstruktion, im Experiment die zukünftige Realität ideell bereits vorweggenommen ist. Man hat sozusagen im Geist schon umgesetzt, was zukünftige Wirklichkeit sein kann. Es ist wie ein Probehandeln, dem schließlich die Entscheidung folgt.

Zwar sind Umsetzungen nicht immer einfach und es sind viele „technische“ Probleme zu lösen, manchmal ist die Wirklichkeit sperrig und man hat auch noch nicht die richtigen Instrumente und Maschinen zur Verfügung, prinzipiell ist aber die Umsetzung bereits in der Konstruktion und im Experiment geschehen; es kommt nur mehr ihre äußere Gestalt und deren Wirkungsweise dazu (man wusste von der Atombombe jedenfalls schon bevor sie gebaut und gezündet wurde). Diese Vorwegnahme der Umsetzung hat einen großen Vorteil, aber auch eine „deterministische Enge“.

Der Vorteil besteht in einer klaren Adäquation. Man weiß im Vorhinein, was man mit der Umsetzung will, wie sie auszusehen hat, und welches Resultat herauskommen soll. So kann Risiko minimiert werden, man ist kaum auf „trial and error“ angewiesen. Ein technisches Produkt — der materialisierte „äußere Zweck“ *muss* funktionieren, und es sind dafür deshalb auch zwei Jahre Gewährleistung gesetzlich vorgesehen und können eingemahnt werden. Auch der „reine“ chirurgische Eingriff funktioniert nach diesem Muster und wir wissen, welcher hohen Stellenwert hier die uns zugesagte Sicherheit hat. Freilich hat diese „innere Identität“ zwischen wissenschaftlichem Vorgehen und Umsetzung etwas Verführerisches, wie übrigens alle Identitäten; man meint, dass aus ihnen überhaupt die Wirklichkeit besteht, bzw. wenigstens in dieser Richtung hergestellt werden kann. Es geht dann gleichsam um eine wissenschaftliche Rekonstruktion von Wirklichkeit, die uns Natur und Welt rational und kalkulierbar aufschließt.

Eine Unterstützung bekommt diese „wissenschaftliche Weltanschauung“ durch alle möglichen erkenntnistheoretischen Versuche, die Rationalität, die am Ende herauskommt, schon in den Beginn hinein zu etablieren. Die Wissenschaft vollzieht z. B. nur das nach, was in der Natur an innerer Ordnung und Gesetzmäßigkeit bereits vorhanden, zumindest angelegt ist. Umsetzungsziel ist es also, Natur und Welt in einen „Begriff“ zu übersetzen, der sie gleichsam zu ihrem eigenen Bewusstsein bringt. Und dieses schließt weitere Möglichkeiten auf, die zwar schon in der Natur stecken, von denen sie aber sozusagen noch nichts weiß. Die „innere Identität“ wird zu einer universellen. Alle Wirklichkeit, die nicht in dieser Form vorkonstruiert-umgesetzte Wirklichkeit ist, fällt zurück ins Unbegriffene, Bedeutungslose, bestenfalls ins „Noch-Nicht“ zukünftig aber wahrscheinlicher Erkenntnis. Wir nähern uns damit einer „totalen Wissenschaftsgesellschaft“ an.

Nun mag es ein respektables Ziel heuristischer Art sein, Wissenschaft in dieser allumfassenden Zielsetzung zu sehen, und tatsächlich scheinen die Orte rar zu werden, wo wir ihr und ihren Produkten nicht begegnen, zwei Grenzen erscheinen aber m. E. unüberwindbar, die in ihrem eigenen Charakter liegen. Die eine findet sich in der in ihr notwendigen Abstraktion und Verallgemeinerung, die andere im anscheinenden Gegenteil, ihrer Spezialisierung.

Der Umbau der vorhandenen Wirklichkeit in eine wissenschaftliche Welt kann auf Einzelnes, Besonderes, Individuelles, auf Vielfalt keine Rücksicht nehmen. Differenzierte Vielfalt, individuelle Qualität ist nicht in Rationalität, in Kalküle übersetzbar. Also hat sie zwei Möglichkeiten offen: Entweder das Besondere allmählich aus der Welt zu schaffen (lineare Globalisierung begibt sich auf diesen Weg einer „Gleichschaltung“), oder es daneben irgendwie weiterexistieren zu lassen, mit großen Schwierigkeiten es im Umbau unterbringen zu können.

Spezialisierung klingt zunächst nach einer Berücksichtigung des Speziellen, Besonderen, und betrachtet man die Entwicklung und Ausdifferenzierung unserer Wissenschaften allein der letzten 30/40 Jahre, so könnte man meinen, dass sie

sich tatsächlich auf alle Besonderheiten, die es gibt, ausrichten, und es scheint hier kein Ende absehbar. Was aber stattfindet, ist keineswegs die Würdigung bestehender Vielfalt, sondern eine Abstraktion in „umgekehrtem“ Sinn. Je „tiefer“ man ins Einzelne sich hinein begibt, umso radikaler ist man gezwungen, dieses aus seiner Umgebung herauszulösen, zu isolieren; also seinen vorgängigen Zusammenhang mit Anderem aufzulösen. Im Grenzfall von Spezialisierung hätte man es mit einem Einzelnen zu tun, das nur mehr es selbst ist, und das bedeutet höchste Abstraktion. (Übrigens einer der traditionellen Gottesbegriffe: Einer der nur er selbst ist. In der Wissenschaft verfolgbar z. B. in speziellen Richtungen der Individualpsychologie: Sie kommt zu keinen inhaltlichen Aussagen, würde sie tatsächlich *nur* vom einzelnen Individuum sprechen wollen.)

Diese spezialistische Abstraktion ist allerdings für Konstruktion, Umsetzung, schließlich Machbarkeit notwendig. Wenn ich bei allem, was ich mit einem Speziellen vorhabe, jeweils die ganze Umgebung mitnehmen müsste, käme ich schnell an meine Grenzen. Andererseits, was geschieht mit dem Ausgeschlossenen, Zurückgelassenen, mit der vorgängigen Umgebung? Wir treffen hier wiederum auf einen früheren Befund. Der Umbau unserer Wirklichkeit in eine wissenschaftliche Welt kann immer nur partiell gelingen. Seine doppelte Abstraktion lässt zu viele Restbestände zurück.

In radikal-ideologisch geprägten Wissenschaftsausrichtungen wurde zeitweise auch versucht, Letztere auszurotten, mindestens zu marginalisieren (KZ-Medizin, Rassenhygiene, extreme Schädlingsbekämpfung, Definition von „Minderleister“; hiezu gehören aber auch alle wissenschaftlichen Versuche, Individuelles überhaupt zu leugnen, z. B. zu behaupten, das Ich sei eine Illusion, wie es uns derzeit manchmal die Gehirnforschung versichert). Was aber die stets unkalkulierbare Seite wissenschaftlichen Umbaus ausmacht, ist gerade die durch ihren eigenen Abstraktionscharakter hervorgerufene Unwägbarkeit der Wirkungen. Das Produkt für sich genommen, der Anwendungsbereich mögen in vorhergehender Konstruktion klar und berechenbar ausgewiesen sein, einmal in die Welt gesetzt, haben sie es aber mit allem Möglichen zu tun, das vorher ausge-

geschlossen wurde. Wie dieses reagiert, ist nicht in der gleichen Weise voraussehbar und vielfach gibt es überraschende, ungeplante Wirkungen. Werden diese aber flugs wiederum zum Thema spezieller Wissenschaft gemacht — natürlich in der Absicht, sie ebenso rational „einzufangen“ — kommt man aus dem „Teufelskreis“ nicht heraus. Es wird nun alles komplizierter und unüberschaubarer. Für diesen „Streit der Wirklichkeiten“ bedürfen wir daher einer anderen, nicht vorkonstruierend-spezialistischen Wissenschaft.

Auf die genannte „deterministische Enge“ sollte noch eingegangen werden, weil sie mit den beschriebenen Grenzen zusammenhängt. Die beschriebene Identität von Konstruktion, Umsetzung und Anwendung und die mit ihr verbundene Risikoausschaltung bzw. -minimierung, erlaubt keine „Freiheit“ des Gegenstandes, des „Materials“. Die *Kausalitäten* müssen übereinstimmen. Der konstruierte und experimentierte Zusammenhang der jeweiligen Elemente muss auch als „materialisierter“ genauso aussehen. Eine Maschine kann ihren „Konstruktionsauftrag“ aus sich heraus nicht verweigern; ein Kraftwerk hat die bestimmte Energie zu produzieren und kann nicht auf die Idee kommen Eier zu legen; ein Bakterium hat auf Grund der Einwirkung eines Medikaments gefälligst zu sterben, eine Kuh bei gehöriger Zucht und Behandlung täglich ein berechenbares Quantum Milch abzuliefern, usw. Warum wir uns oft auf diese gewährleisteten Zusammenhänge verlassen können, wurde im Thema Kausalität bereits abgehandelt. Die von uns hier beschriebene Wissenschaft will (ontisch) immer Seiendes kausal auf Seiendes beziehen, sozusagen eine „materielle“ Kausalität feststellen.

Nun gibt es zweifellos in der Wirklichkeit viele dieser materiellen Bedingungs-, Ursache- und Wirkungszusammenhänge. Allerdings auch vieles an Wechselwirkung, Rückkoppelungen, Gleichzeitigkeiten. Der Sinn des Umbaus in eine wissenschaftliche Welt ist nicht bloß, diesen Wirkzusammenhängen, so wie sie sind, auf die Spur zu kommen, sondern sie äußeren Zwecken (Krankheitsheilung z. B. soll ja möglicher Selbstheilung „nachhelfen“; d. h. in etwa schief laufende „natürliche“ Ursache-Wirkungszusammenhänge eingreifen können) zu öffnen,

unterzuordnen, „gefügtig“ zu machen. Dafür braucht man Orte des Eingriffs, wo man die vorliegenden Zusammenhänge durch zusätzliche Elemente „ergänzt“. Diese Orte kann man sich aber nur dann verschaffen, wenn man die vorgegebenen Zusammenhänge aufbricht, Interventionsstellen ausmacht. Das aber gelingt wiederum nur, wenn man wie nun schon oft beschrieben, vorgeht: Elementarisierung, Reduktion, Abstraktion, Spezialisierung. Elemente der Wirklichkeit müssen so zueinander arrangiert werden, dass das neue eingreifende Element dazu passt und den manipulierbaren neuen Zusammenhang ermöglicht. In sich ist dann die ganze Sache wieder kausal stimmig.

Das „Weltbild“ der Naturwissenschaften und aller anderen, die sich sie zum Vorbild gemacht haben, ist daher notwendigerweise deterministisch. Daran ändert im Übrigen auch die „Chaostheorie“ nichts. Ohne diese Art Determinismus könnten wir keine wissenschaftliche Welt aufbauen, es gäbe keine Verlässlichkeit. Allerdings neigen Wissenschaftler hier auch zur Universalisierung: Wissenschaft kann nur dort ausgemacht werden, wo Determinismus ist. Und in der Tat, Indeterminismus hat in ihr nichts zu suchen. Den Dualismus, der Spaltung, denen sie hier aber unterliegen, kann an ihrer eigenen Tätigkeit deutlich gemacht werden: Sie selbst als Wissenschaftler und Forscher stellen nämlich den indeterministischen Faktor dar, sie entscheiden in welcher Form Determinismus „im Material“ zustande kommt und gesetzt wird. Im inneren Anwendungsbereich, in ihrem Produkt herrscht Determinismus, es ist aber kein „natürlicher“, sondern ein gewollter, ein veranstalteter.

In kleinere oder größere Schwierigkeiten gerät er allerdings dann, wenn er sich auf die isolierten und dann kausal wieder zusammengefügt Elemente nicht „verlassen“ kann; oder neue hinzukommen. Dies ist, wie wir wissen, vor allem beim Lebendigen und beim Menschen der Fall. Sie reagieren dort und da, oft unerwartet „aus sich heraus“, verweigern sich sozusagen dem „äußeren Zweck“. Bakterien beginnen Antibiotika als Nahrungsmittel zu verstehen, Körper entwickeln unerwartete „Abstoßungen“, Patienten verweigern Medikamente, Individuen ihre Beschreibung und Verobjektivierung in psychologischen Spezial-

wissenschaften. Die erwünschte Determination kann nicht erreicht werden. Die klassische Wissenschaft kann hier recht empfindlich reagieren, fasst es manchmal als persönliche Kränkung auf, dass dergleichen passiert. Noch immer gilt z. B. Psychosomatik als Nachbar der Paramedizin und Homöopathie kämpft noch um „wissenschaftliche“ Anerkennung. Diese kann und soll aber gar nicht zugestanden werden, es sei denn, die Wissenschaften ändern ihren Charakter. In den kausalitätsbestimmten Determinismus passen sie jedenfalls nicht hinein.

Im Lebendigen und speziell im Menschlichen hat daher Umsetzung etwas zu tun mit *Akzeptanz* oder mit *Verweigerung*; diese müssen keineswegs, können aber auch bewusst geschehen. Beide sind aber keine Kategorien, die zu Kausalität und Determiniertheit passen. In den Seinszusammenhängen (seiende Elemente bestimmen andere seiende Elemente) kommen sozusagen auf einer zweiten Ebene „Wollenzusammenhänge“ dazu und diese nehmen Einfluss, ohne dass dieser vorher berechnet werden kann.

Nun geht auch hier das immanent-wissenschaftliche Bemühen weiter. Man will sozusagen die Wollenzusammenhänge wiederum ins Sein hineinzwingen (etwa indem man die Psyche zu einem materieanalogen Kausalfaktor macht, oder nach neuen, alternativen Antibiotika sucht). Man erweitert hier aber wiederum nur im Gleichen. Das bringt durchaus auch nur einzelne Fortschritte, löst aber nicht das Grundproblem; denn das kann durch dieses Wissenschaftsmodell gar nicht gelöst werden.

Aus gutem Grund haben daher alle jene Wissenschaftler, die sich, traditioneller Gestalt verpflichtet, mit den Menschen und seinen Veranstaltungen beschäftigen, so wenig Umsetzungserfolg – obwohl sie analytisch alles so genau zu wissen behaupten. Die Politologen, die Konfliktforscher, die Friedensforscher, die Historiker, die Soziologen usw., alle meinen doch zu wissen, wie es uns in unserem geschichtlichen Stadium besser gehen könnte und sie durchschauen so viele Gründe unserer Irrungen und Wirrungen; oft bedauern sie, zu wenig gehört zu werden. So wie sie verfasst sind, könnte man sagen, haben sie es nicht bes-

ser verdient; ihre Anstrengungen gehen in eine falsche Richtung, in der das Thema Akzeptanz und Verweigerung niemals eingeholt werden kann. Und so verwundert es nicht, dass sie dort „mächtiger“ und umsetzungsgewaltiger waren, wo sie von politischer Macht benutzt und verwendet wurden. Denn diese, sofern sie nicht einer demokratischen Verpflichtung gehorcht, denkt ebenso deterministisch, will möglichst von vornherein allen Widerstand ausschalten.

Das Thema Umsetzung wird uns im Zusammenhang mit der „anderen Wissenschaft“ noch intensiver beschäftigen. Es zeigt sich aber schon hier der neuralgische Punkt. Insofern bereits Forschung und Instrument Eingriff bedeuten, weil auch das umzusetzende Ergebnis bereits vorweg feststeht, kann Umsetzung analog ebenso nur Eingriff in bestehende Wirklichkeit sein. Das vorweg feststehende Ergebnis darf nicht modifiziert werden, es sei denn, man macht die Modifikation selbst zum Gegenstand eines neuen, wieder abgesonderten Verfahrens (geht wieder zurück ins Experiment, Labor etc.). Dagegen ist nun im Prinzip nichts einzuwenden – im Gegenteil, es zeichnet diese Ergebnisfertigkeit alle Technik aus. Wichtig ist es aber, den Charakter dieser Vorgehensweise wahrzunehmen.

In ihm liegt nämlich eine unvermeidbare Konsequenz; es muss jemanden, eine Instanz geben, die das fertige Ergebnis aufnimmt und umsetzt. D. h. aber, dass Umsetzung eine Eingriffsmacht braucht. Diese lag in den seltensten Fällen bei der Wissenschaft selbst, sondern bei der Politik oder Ökonomie. Die Wissenschaft konnte zwar den Sinn (oder auch die Gefahr) einer Ergebnisumsetzung erklären und Einsicht erzeugen, dabei ist es aber sehr oft auch geblieben (wobei Gefahren eher verschwiegen wurden, auch deshalb, weil man sie zum Teil auch gar nicht wissen konnte. Sie liegen ja oft gar nicht im Ergebnis selbst, sondern in seinem Verhältnis zu Umwelten, die in ihm gar nicht vorkommen. Ein typisches Beispiel war und ist die Argumentation für und gegen die Atomkraft. Dass Atomkraftwerke politisch verwundbarer machen, als Ziel von terroristischen Anschlügen, ist kein Argument, das in der kernphysikalischen Debatte vorkommen kann).

In Zeiten, in denen die ökonomische in Verbindung mit der politischen Macht noch unbestrittener, die Fortschritte durch Technik noch augenfälliger waren, war auch die Eingriffsmacht weniger Gegenstand von Überlegung und Kritik. Das hat sich heute entscheidend geändert. Man fragt sehr genau danach, wer denn für Umsetzung und Anwendung die Letztentscheidungen trifft. Nur – es bleibt dabei – Umsetzung bedeutet Eingriff in Wirklichkeitszusammenhänge, die für sich genommen keine modifizierende Entscheidungsinstanz darstellen.

In Umsetzungsentscheidungen kommt zusätzlich immer eine doppelte Logik zur Geltung. Die der Wissenschaft, die für das jeweilige umzusetzende Ergebnis verantwortlich ist und die der Berücksichtigung jenes Wirklichkeitszusammenhanges, in den hinein umgesetzt werden soll. Obwohl diese Logiken auf einer höchst unterschiedlichen Motivbasis beruhen, werden sie selten „sauber“ getrennt, sondern häufig miteinander vermischt. Der Grund dafür liegt m. E. einerseits in der Unsicherheit der (Macht-)Umsetzer, was dazu führt, dass Entscheidung und Verantwortung delegiert werden, und sie liegt andererseits in der Rolle der „Experten“, der Wissenschaftler, die Verantwortungszuweisung (Macht) nur allzu gern übernehmen (noch dazu, wenn es zeitweise äußerst lukrativ ist).

Die Unsicherheit der Umsetzer ist durchaus nachvollziehbar. Einmal ist es schon schwierig, die Ergebnisse der Wissenschaften zu verstehen, jedenfalls in ihrer innerwissenschaftlichen Genesis und Bedeutung. Zum anderen müssen sie mit einer hochdifferenzierten gesellschaftlichen Praxis rechnen, die als solche in der Wissenschaft gar nicht vorkommt; aus der auch zunehmend Widerstand erwartet werden kann. Weil all dies die Entscheidungslage höchst komplex macht, die Argumentation sich auf alles Mögliche (wie z. B. psychologische Betroffenheiten) erweitert, ist man um die Umsetzungsaufgabe wahrlich nicht zu beneiden – zumal wenn in der Politik z. B. Wahlverhalten davon abhängig ist.

Die für die Ergebnisse verantwortlichen Wissenschaftler lassen sich nun auch nicht gern bloß auf ihre Spezialwissenschaft reduzieren. Sie denken sehr wohl

über sie hinaus, wie jeder „vernünftige“ Mensch. Nur, dieses Denken stellen sie gleichsam in der Rolle des Experten zur Verfügung und damit bekommt es ein anderes Gewicht. Dieses erleichtert den Entscheidern aber wiederum die Abschiebung von Verantwortung. Und so verschwimmen die Logiken immer wieder ineinander.

Von außen werden diese Vorgänge immer mehr mit Skepsis betrachtet, zumal man bemerken muss, dass sich die Experten widersprechen können (was in einer logischen Wissenschaft eigentlich nicht sein dürfte), oder noch seltsamer, dass Gutachten käuflich sind. In diesem Gesamtwirrwarr tönt aus der Wissenschaft heraus immer wieder der Appell, doch sachlich (gemeint ist ihre Sache) zu bleiben. Innerwissenschaftlich können Sachen zweifellos immer wieder definiert werden, sobald Ergebnisse aber aus ihr heraustreten, erweitert sich die Sache und das immer über die jeweilige Wissenschaft hinaus. In ihr wäre ein neuer und anderer Dialog zu führen. Zunächst müsste diese neue Sachlage einmal erst akzeptiert werden. Davon sind m. E. sowohl Wissenschaft, wie auch Politik noch weit entfernt, obwohl sie Bestandteil konkreter Demokratie sein sollte.

Allerdings ist ebenso zu bemerken, dass die Richtung unaufhaltsam vorgezeigt ist; es kann nämlich kein Zufall sein, dass aller Orten „Ethikkommissionen“ aus dem Boden schießen, die die Anwendung wissenschaftlicher Ergebnisse auf den Prüfstand stellen, notwendigerweise in einer Argumentationsform, die die unmittelbar tätige Wissenschaft übersteigen. Nun kann freilich eingewendet werden, dass man die Problematik nur auf eine andere Ebene verschiebt, d. h. eben für die neue Sachlage eine andere Wissenschaft in Auftrag nimmt (vor allem Philosophie und Theologie fühlen sich plötzlich wieder gefragt). Läuft der Hase so, ist tatsächlich nicht viel gewonnen, außer, dass eine Differenz aufgemacht wird und zusätzliche Argumente ihren Ort bekommen können.

Es empfiehlt sich demgegenüber, dieses Phänomen eher als Symptom zu verstehen, als Reaktion darauf, dass Einzelwissenschaft und Umsetzungsmacht ihr

Geschäft nicht mehr unbehelligt weitertreiben können. Grund dafür ist neben den genannten natürlich auch die Ausgriffsweite klassischer Wissenschaften, sowohl im traditionellen innerphysikalischen Bereich, wie auch darüber hinaus. Im physikalischen-chemischen Bereich begann die Debatte laut zu werden, als die Anwendung von Ergebnissen die Quantität der Betroffenen erheblich erhöhte (Atombombe, interkontinentale Waffensysteme, Giftgas, Atomkraftwerke etc.), im Bereich anderer Wissenschaften durch die Übertragung physikalisch-technischer Methoden bei Forschung und Anwendung. Im Wesentlichen geht es in beiden Fällen um das „Wie“ des Überlebens der Menschen. Im ersten um die Thematik der globalen Selbstausrottung, im zweiten um Eingriffsmöglichkeiten ins Leben, das Denken, den „Geist“. Dass hier Anwendung und Eingriff möglich sind, kann außer Streit gestellt werden. Die offene Frage ist nur, ob wir einem *Wollen*, das in der wissenschaftlichen Immanenz keinen Platz hat, ein „Mitspracherecht“ einräumen. Auch hier geht es eben um die Akzeptanz von Selbstzweckhaftigkeit, Eigenwert und Autonomie; sie sind jedenfalls Seinsbestand von Leben und insbesondere des Menschen und der Umgang mit ihnen sollte Diskussionsthema aller Umsetzung von Wissenschaft obiger Art sein.

Das Problem heute — sieht man von den Ethikkommissionen ab, die wenigstens einen Ort festhalten — besteht aus der Tradition heraus darin, dass eine mögliche Auseinandersetzung asymmetrisch verläuft. Es stehen sich nämlich wiederum Wissenschaft (gestützt oft durch Ökonomie) und Nicht-Wissenschaft gegenüber. Da, wie wir alle „wissen“, wir in einer wissenschaftlichen Welt einer „Wissengesellschaft“ etc. leben, ist klar, wo der (Prestige-)Vorteil liegt. Wie kann sich das Nicht-Wissenschaftliche artikulieren, was ist seine Art der Argumentation, wie gewinnt es eine kollektive Basis und auch Macht? Man könnte nun auf all jene Wissenschaften hoffen, die anscheinend nicht naturwissenschaftlich vorgehen, also als Geistes- und Gesellschaftswissenschaften aufgetreten sind. Vermutlich wird man hier aber ebenso enttäuscht werden. Von den einen sind sie nicht anerkannt, weil diese an ihrer „Wissenschaftlichkeit“ überhaupt zweifeln („keine exakten Ergebnisse“), die kritischeren bemerken strukturelle Ähnlichkeiten mit den Naturwissenschaften in Methode, Mathematisie-

rungsbereitschaft, quantitativer Forschung, aber auch in Expertenanspruch und Umsetzungswunsch. Jedenfalls lässt sich nicht behaupten, dass Selbstzweckhaftigkeit, Eigenwert und Autonomie zumindest außerhalb ihrer selbst eine besondere Rolle spielen.

44. Menschen sind zum Unterschied von allen anderen Geschöpfen *fragende Wesen*. Auf dieser Tatsache wurden ganze Philosophien aufgebaut (siehe: E. Co-reth: *Metaphysik* oder M. Heidegger „*Sein und Zeit*“). Dass Fragen gestellt werden bedeutet, dass nicht alles klar, vieles aber offen ist. Und Fragen gibt es in der ganzen Bandbreite zwischen Anpassung und Selbstvergewisserung („mache ich es auch richtig so ...“) und den Fragen nach „den letzten Dingen“ („wo komme ich her, wo gehe ich hin, was ist der Sinn des Lebens“ etc.). Auch wenn es zum Glück sicheres Terrain zu geben scheint, Selbstverständliches, fraglos Geltendes, vielleicht auch Unbefragbares, ein Blick in die Geschichte, ein Vergleich der Kulturen, verrät auch hier schwankenden Boden: Anscheinend gibt es nichts, was nicht auch in Frage gestellt werden kann; auch wenn die Nachfrage zunächst oft als sinnlos bezeichnet und daher als lästig empfunden wird. So kann die Frage als der Ort einer unaufhebbaren Differenz gelten, die den Menschen auszeichnet und nötigt zugleich. Um seiner Freiheit willen, als sich selbst aufgegebenes und zukünftiges Wesen kann er nichts als Endgültiges, unbefragbar Seiendes anerkennen und es ist die gleiche Freiheit, die ihm alle Sicherheit entzieht und ihn zur Frage nötigt. In ihr wird ihm seine „Ortlosigkeit“ deutlich, zugleich öffnet sie Ausblick und Möglichkeiten; sie hält alles in Bewegung, auch das, was sich so gerne Dauerhaftigkeit und Ruhe geben würde. Und so sind es zwei Phänomene, die sich von sich aus der Frage entgegenstellen: Auf der einen Seite die Natur, die für sich selbst fraglos auch ohne den Menschen existieren und auskommen könnte; für sie heißt vom Menschen befragt werden, in sie eindringen, ihr etwas Fremdes, Zusätzliches beifügen. Auf der anderen die vom Menschen selbst eingerichtete Macht, für die Fragen immer Rechtfertigungsbedarf bedeuten. Schnell kann dabei ihr Ausspruch relativiert werden.

Für manchen Leser, der bis hierher unverdrossen der Darstellung einer Axiomatik „klassischer“ Wissenschaften gefolgt ist, mag diese Bezugnahme auf die Frage überraschend kommen. Spielt sie doch als eigenes Thema in den Wissenschaften kaum eine Rolle – mit einer Ausnahme, den qualitativen Sozialwissenschaften; hier gehört sie zentral zum Handwerkszeug und es gibt viele Schriften zu ihrer methodischen Verortung. Die qualitativen Sozialforschungen sind den „klassischen Wissenschaften“ auch nicht mehr zuordenbar. Sie sind für mich, so wie ich sie kennen gelernt habe, ein Übergangsphänomen, dem Anspruch nach ganz im Einfluss der alten Wissenschaft, bemerkbar an ihrem methodischen Rechtfertigungszwang, dem Forschungsprozess nach aber in einer neuen Verantwortung in der Gestaltung des „Subjekt-Objekt-Verhältnisses“. In Letzterer hat die Frage zentrale Bedeutung. Daher steht auch dieses jetzt aufgeschlagene Kapitel für den Übergang zum Ausblick auf jene andere Wissenschaft, die im Titel angekündigt wurde. Auf die Wissenschaften bezogen lautet eine Verdichtung der Thematik wie folgt:

Was bedeutet oder welchen Unterschied macht es, ob sich die Wissenschaften einen Gegenstand zur Befragung wählen, der selbst keine Fragen stellt, oder ob sie sich einem „Gegenstand“ zuwenden, der selbst fragt, Befragung also auch als Mittel zur Selbstbefragung verstehen kann. Insofern die Geistes-, Sozial- und Gesellschaftswissenschaften in ihrer Verobjektivierungstendenz sich dem Muster der Naturwissenschaften anschlossen, haben sie ihre Gegenstände analog den Naturobjekten festgelegt, d. h., sie haben im Grunde keine eigenen Fragen ihrer Gegenstände zugelassen. Und um es auf den Punkt zu bringen: Sie haben mit den Fragen ihren Objekten die Freiheit genommen.

Der Wissenschaft mag dies als Wahrheitsbestätigung nützen (fragen darf nur sie, die Objekte haben nur mehr zu falsifizieren), den Menschen aber nur insofern, als sie sich unterwerfen, in der Meinung, Fragen können auch stellvertretend gestellt und beantwortet werden. Man will sich damit ein Sicherheitsversprechen einhandeln und so kann es geschehen, dass sich beide Seiten gegenseitig unterstützen, ohne dass sie merken, dass sie umfassenderes Fragen

längst aufgegeben haben. Nun mag hier eingewendet werden, dass Menschen zwar in unterschiedlich verwirklichtem Grad fähig sind zu fragen, dass es aber in ihnen selbst, so auch ihren gemeinsamen Veranstaltungen genug gibt, das nicht fragt, bzw. fraglos funktioniert. Auf diese Annahme stürzen sich alle, die eine Naturwissenschaft vom Menschen für gerechtfertigt halten. Nun ist es eine Tatsache, dass es in uns und außer uns genug Prozesse gibt, die gleichsam „naturhaft“ ablaufen und zum Glück auch keine Fragen stellen (etwa nach dem in Kabarettis ausgeschlachteten Motto: „Leber fragt Gehirn“). Ebenso soll es auch Verhaltensmuster geben, die historisch und persönlich-lebensgeschichtlich geprägt funktionieren, ein Reiz-Reaktionsschema anwenden lassen. Aber auch Routine, sinnvolle Regeln und Umgangsformen haben oft diesen Charakter von Fraglosigkeit. Es schadet zunächst auch nicht, diese alle objektivistisch zu beschreiben, bzw. sich die Möglichkeiten zu verschaffen, bei Funktionsstörungen korrigierend eingreifen zu können.

Dennoch, wenn wir von der Hypothese ausgehen, dass eine derartige, Fraglosigkeit voraussetzende Wissenschaft, ihr so genanntes Objekt nicht erfassen kann, wenn es diesen Wesenszug zur Frage (damit Freiheit) ausklammert, bleibt die Forderung, sich eine andere Wissenschaft zu überlegen, die dieses Frageexistenzial zu respektieren imstande ist. Die Gefahr einer Gleichschaltung liegt auf der Hand. Wenn den „Objekten“ ihre eigenen Fragestellungen genommen werden, verlieren sie ihre eigene Freiheitsdifferenz; dies führt zu partieller Entmündigung und letztlich zum tatsächlichen Bewährungsbeweis dieser Wissenschaften, wie dies in der Technik auch sonst geschieht. Sie hat dadurch Recht, dass sie den Menschen vorschreibt, wer sie sind und was sie zu tun haben und sie sich dies gefallen lassen; d. h., sich wie ein Stück Natur verhalten. Dies mag so einige Bequemlichkeiten für sich haben, es schafft aber eine Mehrklassengesellschaft von wissend-Vorschreibenden und Nachvollziehenden. Aber — und dies bezeugte immer schon die Dialektik von „Herr und Knecht“ — den sogenannten Wissenden geschieht Ähnliches. Auch sie müssen sich ihren eigenen Ergebnissen unterwerfen und verschweigen, auf wackeligen Füßen sie stehen. Hin-

zu kommt die sich forttreibende Spezialisierung, die uns gegenseitig in jedem Fall abhängig macht – und so unterwerfen wir uns alle permanent gegenseitig.

Akzeptiert man aber den Wesenszug Frage grundsätzlich bei allen Menschen, so stellen sich andere Probleme ein. Kann wirklich etwas aus der Frage herausgestellt werden? Sicher, das Leben für sich genommen fragt nicht, wohl aber der ganze Mensch – und die Antwort, die er sich selbst gibt, kann sehr wohl einen guten oder einen schlechten Einfluss auf seine Organe haben (einen größeren als ein bestimmtes Medikament). Ebenso verhalten sich alte Muster und Prägungen frageresistent. Aber gerade das heißt nicht, dass sie nicht ständig – zumindest von anderen und von außen befragt werden. Und Lebenskrisen sind bekanntlich Zustände intensivierter Selbstbefragung, die sehr wohl imstande sind, Prägungen zu verändern. Und so wurde auch schon unbefragt-Selbstverständliches verändert. Diese Phänomene lassen, zumindest alles was Menschen sind und sie betrifft, jedenfalls folgende Ausgangssituation in den Blick rücken: Es gibt ein „Gegenstandsfeld“, das nicht nur „von außen“ beschrieben und erkannt wird, sondern das zu einer für es selbst wesentlichen Selbstbeschreibung und Selbsterkenntnis imstande ist. Sind Letztere wissenschaftliche „Gegenstände“? Würden sie bloß als solche in traditioneller Form betrachtet werden, wäre z. B. kein Gewissen gegeben. Es könnte daher Aufgabe werden, die Rolle der Wissenschaft selbst zu verändern – in Richtung einer begleitenden Intervention, die gerade diese menschlichen individuellen und kollektiven Fähigkeiten stützt und nützt. Ihr Anspruch ist einerseits größer, andererseits bescheidener. Er ist insofern weiter, weil er Bereiche in sich einbezieht, die der klassischen Wissenschaft per se nicht zugänglich waren (Freiheit, Selbstreflexion, Selbstbeschreibung, Frage, Selbstbewusstsein, Selbstdifferenz etc.). Und er ist bescheidener, weil er diese *ihnen gemäß* mit einbezieht, d. h. von jedem Objektivierungsanspruch Abstand nimmt. Mit Letzterem bekommt auch die traditionelle Wahrheitsfrage einen anderen Charakter. Sie wird nicht mehr in der Wissenschaft und ihrer Erkenntnis beantwortet und entschieden, sondern in einem gemeinsamen Reflexions- und Rückkoppelungsprozess. Der kann besser oder schlechter gelingen; insofern ist Wahrheit eine endliche Ak-

zeptanz- und Entscheidungsthematik geworden, darin ist sie aber zugleich wirksam, aber als „Innerliche“ und nicht von außen verfügte.

Um den Unterschied noch etwas deutlicher zu machen, soll auf I. Kant und einen Text aus seiner berühmten „Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft“ (13 XIII ff) zurückgegriffen werden: „so ging allen Naturforschern ein Licht auf. Sie begriffen, daß die Vernunft nur das einsieht, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt, daß sie mit Prinzipien ihrer Urteile nach beständigen Gesetzen vorgehen und die Natur nötigen müsse auf ihre Fragen zu antworten, nicht aber sich von ihr allein gleichsam am Leitbände gängeln lassen müsse; denn sonst hängen zufällige, nach keinem vorher entworfenen Plane gemachte Beobachtungen gar nicht in einem notwendigen Gesetze zusammen, welches doch die Vernunft sucht und bedarf. Die Vernunft muß mit ihren Prinzipien, nach denen allein übereinkommende Erscheinungen für Gesetze gelten können, in einer Hand, und mit dem Experiment, das sie nach jenen ausdachte, in der anderen, an die Natur gehen, zwar um von ihr belehrt zu werden, aber nicht in der Qualität eines Schülers, der sich alles vorsagen läßt, was der Lehrer will, sondern eines bestellten Richters, der die Zeugen nötigt, auf die Fragen zu antworten, die er ihnen vorlegt. Und so hat sogar Physik die so vorteilhafte Revolution ihrer Denkart lediglich dem Einfalle zu verdanken, demjenigen, was die Vernunft selbst in die Natur hineinlegt, gemäß, dasjenige in ihr zu suchen (nicht ihr anzudichten), was sie von dieser lernen muß, und wovon sie für sich selbst nichts wissen würde. Hierdurch ist die Naturwissenschaft allererst in den sicheren Gang einer Wissenschaft gebracht worden, da sie so viel Jahrhunderte durch nichts weiter als ein bloßes Herumtappen gewesen war“ (S. 17/18).

Nach wie vor ist dies eine treffende Beschreibung der Naturwissenschaften: Die Fragemächtigkeit liegt beim Wissenschaftler, der nach *seiner* Bestätigung fragt, die Natur wird nur zum Zeugen aufgerufen, der „genötigt“(!) wird, auf Fragen zu antworten, die ihr von außen gestellt werden. Sie selbst hat keine. Ohne sie würde sie „für sich selbst nichts wissen“. Das ist beste Aufklärungstradition; in

der Wissenschaft kommt durch menschliches Fragen die Natur erst zu sich selbst, indem sie sich dabei den Menschen nach *seinen* Prinzipien gestaltet und geordnet öffnet, erhält sie ihren eigentlichen Zweck, Sinn. Der Freiheitsphilosoph Kant spricht hier ausschließlich von der *Naturwissenschaft* und man könnte interpretiert ergänzen, dass die Aufklärung einschließlich Kant zunächst der Meinung war, dass sich die Menschen in der Naturwissenschaft ihre Freiheit über die Natur sichern, sie zum Gegenstand der Technik machen sollten. An dieser Vorstellung ist eine Seite auch nicht zu leugnen. Wissenschaft ist Freiheitsmacht über Natur (und zwar eine kollektive). Die Freiheit hat aber zunächst kein Maß in sich; daher gibt es eine ständige Nachbarschaft zwischen Macht und Willkür. Diese Seite muss uns aber heute mehr beschäftigen als die Anfänge in der Zeit Kants. Es wäre aber auch heute noch nicht überflüssig, sein Gesamtwerk zu beachten. Er war als großer Kritiker natürlich auch jemand, der sehr wohl über die Grenzen der Naturwissenschaften nachdachte. Jedenfalls kennt er eine Natur, die Selbstzweck ist (Kritik der Urteilskraft) und den Menschen ebenso als freien Selbstzweck, der niemals bloß Mittel für andere sein darf (Kritik der praktischen Vernunft). Kant hat somit in seinen drei Kritiken bereits den Raum klassischer Wissenschaften abgesteckt und jedenfalls philosophisch versucht, vernünftig über das zu reden, was *nicht* in ihm erfassbar ist. Insofern ist er auch immer für unsere Zwecke heranziehbar.

TEIL II

Zur Charakteristik paradigmatischer Grundentscheidungen für eine andere Wissenschaft

Vorbemerkung

In diesem zweiten Teil soll versucht werden, jene Grundentscheidungen und -voraussetzungen zu beschreiben, die eine andere Wissenschaft als die im Teil I beschriebene fordern. Er wird notwendigerweise kürzer und thesenhafter zu verfassen sein. Dies deshalb, weil trotz vieler unterschiedlicher Anläufe diese andere Wissenschaft erst am Beginn ist, keineswegs jene Ausprägung erfahren hat, in der die klassische (Natur-)Wissenschaft ihren sicheren Gang genommen hat und nimmt. Impliziter soll damit auch gesagt werden, dass es zwar verschiedene Versuche gegeben hat, sich dem axiomatischen und methodischen Korsett der (Natur-)Wissenschaften zu entziehen, dass es in Philosophie und den Geistes-Kulturwissenschaften theoretisch immer wieder auch Erörterungen gab, die nachweisen könnten, dass man mit ihr kein Ausreichen finden konnte (von G. B. Vico, über Dilthey bis zu Gadamer und Habermas), in der Praxis des Wissenschaftsbetriebs wurden sie aber immer wieder von dem Bestreben geleitet, es doch der Wissenschaftlichkeit der „eigentlichen“ Wissenschaften gleichzutun. Deshalb vertrete ich hier die Behauptung, dass sich, aus noch zu erläuternden Gründen, die gesamte Wissenschaft in Analogie zur Naturwissenschaft verhalten hat, und gleichsam dann froh war, wenn es ihr gelang, ihren Axiomen und (Objektivitäts-) Kriterien zu entsprechen: also damit den Nachweis zu führen, eine ähnliche oder gar gleiche wissenschaftliche Exaktheit erreichen zu können.

Dass dieses Unterfangen letztlich nie gelingen konnte, stört bis heute nicht die Unverdrossenheit auf dieser Schiene weiterzufahren. Historisch ist sie in allen möglichen Facetten aufgetreten. Gemeinsam ist allen eine „Naturalisierung“ und Verobjektivierung ihres Gegenstandes; womöglich in einer Form, die es ebenso wie in den Naturwissenschaften gestattet, Experimente durchzuführen. Konsequenterweise bewegt sich der „main-stream“ der Biologie, die Organmedizin, die experimentelle Psychologie, physikalistische Gehirnforschung, Zweige der Linguistik, um nur einige Beispiele zu

nennen. Für alle diese gilt das Bemühen, es der Naturwissenschaft gleich zu tun, möglichst viel „Exaktheit“ in ihren Aussagen zu erreichen.

Ich muss hier nicht mehr besonders betonen, dass es mir keineswegs um eine Abwertung oder gar überhaupt In-Frage-Stellung dieser Wissenschaftsdisziplin geht. Menschen gehören einmal nun auch der „Natur“ an, und können in diesem Sinn „naturalistisch“ betrachtet werden, insbesondere auch dort, wo es um unbewusste Funktionszusammenhänge geht, die sich (automatisch) immer wieder zu wiederholen scheinen, sich also unserer „freien Gestaltung“ entziehen. Analog zu den Naturwissenschaften besteht der Zweck, die Funktionsabläufe idealtypisch so zu verstehen, bzw. sie zu konstruieren, dass ein Eingriff von außen möglich, bzw. er in der Anlage der Forschung bereits geschehen ist. In zweierlei Richtungen kommt dieser Intention Bedeutung zu: Erstens, wenn man die bestehenden Zusammenhänge bewusst verändern, dem Anspruch nach verbessern (im Extrem: einen „neuen Menschen“ züchten), zweitens Defekte, die im Ablauf auftreten, beheben, reparieren will. Vor allem Letzterem verdanken diese Wissenschaften ihren aner kennenswerten Erfolg.

Wie alles Erfolgreiche neigen sie aber zu bewusster und unbewusster Grenzüberschreitung; sie werden unter der Hand zu „naturalistischen Metaphysikern“. Der vorgezeichnete und bewährte Weg dorthin besteht in der bekannten, bereits besprochenen „Identitätsillusion“. Erkenntnis wird mit dem wirklichen Sein gleichgesetzt (keinem Mediziner, schon gar nicht einem Patienten würde es einfallen, bei einer Diagnose über ein Organ von einer idealtypischen Konstruktion zu sprechen, zumindest an ein erkenntnistheoretisches Problem zu erinnern, das mit jeder objektivierenden Gegenstandskonstitution verbunden ist). Jedenfalls wird dabei der „Preis“ der Spezialisierung in den Hintergrund gedrängt; er besteht nämlich in isolierender Abstraktion. Ein Organ, ein einzelner Funktionszusammenhang wird herausgegriffen und, sowie es irgendwie geht, von ihm getrennt. Nur ein solcher „Idealgegenstand“ lässt sich auch „ideal“ behandeln. Nun wissen wir aber, dass sich die gesamte organische Wirklichkeit nicht in voneinander getrennte Einzelwirklichkeiten zerlegen lässt, dass die verschiedensten systemischen Gesamteinwirkungen aufeinander im Spiel sind (die Nebenwirkung von „punktuell“ wirksamen Medikamenten beweist diese Tatsache ebenso wie die naturwis-

senschaftlich nicht erklärbare Wirkung von Placebos). Die genannte Identitätsillusion „vertuscht“ diesen Preis der Spezialisierung und – sie muss es tun, weil sie dafür kein wissenschaftliches Organ hat.

Eine noch abenteuerlichere Grenzüberschreitung findet in der Naturalisierung von Bereichen statt, deren Charakter es ist, niemals zum Objekt gemacht werden zu können, ohne dabei ihre eigentliche Bestimmung zu verlieren. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang alle jene Begriffe, die speziell mit den Menschen in Verbindung gebracht werden, wie Freiheit, Person, (Selbst-)Bewusstsein, Wille, Vernunft, Seele, Geist, etc. Hier teilen sich die Wissenschaftler, meist je nach ihrer ethischen Grundeinstellung. Die einen, voll im Glauben an die Fähigkeit ihrer Wissenschaft, versuchen sich weiter in Objektivierungen, wollen z. B. den Geist im Gehirn irgendwo finden, die nächsten, ebenso konsequent, ziehen aus den permanenten Fehlversuchen den Schluss, dass es all die genannten Begriffe real gar nicht gibt, dass sie einer Illusionsbildung der Menschen entsprechen (ohne dass sie allerdings die Herkunft dieser erklären können), die letzten verweigern mit Recht ihre Zuständigkeit, verweisen auf Arbeitsteilung und auf Wissenschaften, wie Philosophie, Theologie etc.; freilich führen sie einen relativ aussichtslosen Kampf.

Die „Naturalisierung“ und Objektivierung ist nämlich nicht nur den beschriebenen Spezialdisziplinen eigen, sie hat sich auch sonst „durchgesetzt“. Es gibt eine große Skepsis gegenüber Begriffen, denen kein seiendes, materielles Substrat zur Seite gestellt werden kann. Definitive Bestimmtheit wird verlangt, über Sein und Wirkungsweise will man klare Auskünfte; jedenfalls von so etwas, das sich als Wissenschaft bezeichnet. Der Naturalismus und Materialismus (alles ist und hat seinen Grund im konkret Seienden) sind *die* verbreitete Weltanschauung, auch wenn sie sich in manchen Ausläufen nicht als solche erkennen will.

Auch hier geht es nicht um Abwertung oder gar moralische Mahnung. Wissenschaft, Materialismus, Naturalismus und Physikalismus sind unverzichtbares Gut europäischer Wissenschaftsentwicklung, Aufklärung und Wirtschaftsentwicklung. Sie waren ein Akt der „Selbstbefreiung“, in dem der Nachweis erbracht wurde, wozu Menschen in der

Gestaltung, Umformung und Neuproduktion des (materiell) Seienden imstande sind; worauf sie Einfluss nehmen können, was alles sie nicht mehr dem „Schöpfer“ und seinem Heilsplan überlassen müssen. Auf den für den Menschen ihn „auszeichnenden“ Begriffen sind zumindest, was ihre Auslegung und Bestimmung anlangt, zusätzlich ebenso Spezialdisziplinen wie Theologie, Philosophie und vor allem die religiösen Institutionen mit ihrer Autorität „draufgesessen“, was sie für die anderen, die Laien, ebenso zu inhaltlichen (materiellen) (Fremd-)Bestimmungen gemacht haben. Auf das gesamte praktische Leben bezogen (nicht auf die theoretische Spekulation) hatte man für Seele, Freiheit, Geist, Bestimmungen und Erklärungen zur Hand, die für den beichtenden Gläubigen wahrlich „Materialcharakter“ hatten. Seine Autorität, begründet in einem absoluten Prinzip (Gott) war daher noch weit wirksamer als jene spätere der Wissenschaft, die sich mit dem tatsächlich materiell-Seienden herumplagte. Es war als ein Aufklärungsakt der Versuch zu machen, alles im Seienden zu suchen und sich nicht mehr auf (materielle) transzendente Autoritäten beziehen zu müssen; insofern hat dieser genannte „Befreiungsakt“ die Freiheit zu sich selbst gebracht.

Was dabei aber passiert ist, muss paradox anmuten. Weil sie letztlich nicht imstande war (gar nicht sein konnte), die früheren theologisch-religiösen Begriffe im Seienden materiell zu verankern, begann sie sie überhaupt zu leugnen und damit ihren eigenen Existenzgrund aus den Augen zu verlieren. Für uns bleibt, gegenüber dieser materialisierenden, naturalisierenden Wissenschaft die Frage offen, was denn nun mit den genannten Begriffen geschieht, wenn sie zugegebenermaßen in den klassischen Wissenschaften keinen Ort finden können? Genügt es, sie neuerdings der Philosophie oder Theologie zuzuweisen und damit wiederum in Analogie zu voraufgeklärter Geschichte dafür neue Autoritäten einzusetzen? Genügt es, alles so zu lassen, wie es ist, d. h., die Wissenschaften weiterhin in ihren vergeblichen Versuchen zu beobachten, zu materialisieren? Beziehungsweise die genannten Begriffe im Alltagsverständnis, in den Lebenswelten sich irgendwie ohne Selbstverständnis bewegen zu lassen? Oder gibt es dafür eine andere Art von Wissenschaft? Was heißt es verbindlich, verständlich zu argumentieren, dort wo Begriffen das materielle Substrat fehlt, zumindest sie ihm gegenüber auch etwas anderes sind? Wo Gegenstandskonstitution, Definition, Objektivierung eher hinderlich als förderlich sind?

Nun gab und gibt es außer den beschriebenen noch andere Wissenschaften, die sich hier vielleicht als „Zufluchtsort“ aufsuchen lassen; die Human-, die Geistes-, die Kultur-, die Rechts-, die Sozialwissenschaften. Ihr „Gegenstand“ ist jedenfalls der Mensch in seinen vergangenen und gegenwärtigen „Veranstaltungen“, ein Gegenstand, der sich vorerst einmal nicht im materiell-Seienden verankern lässt, jedenfalls nicht primär. Wenn es aber ohnehin diese Wissenschaften gibt, was soll dann der Ruf nach einer anderen? Dieser ist nur dann gerechtfertigt, wenn sich der Verdacht bestätigen lässt, dass sie sich nämlich sowohl methodisch, wie auch strukturell doch auch weitgehend an die Naturwissenschaften „angelehnt“ haben, und dies auch noch heute tun. Dafür wäre nun ein Nachweis zu führen.

Eher leichter würde dieser dort fallen, wo die Annäherung erwünscht und zugegeben ist. Also z. B. dort, wo ein hoher Mathematisierungsgrad verlangt und Quantifizierungen für „Wahrheitsbegründung“ ausschlaggebend sind. Aber auch dort, wo man meint, rein „faktographisch“ lasse sich Wissenschaft erzeugen („lasst nur die Quellen sprechen“). In letzterem Fall tritt an die Stelle des naturhaft-materiell Seienden ein menschlich Erzeugtes, meist historisch Seiendes und man bemüht sich, es aufeinander zu beziehen, in ihm Kausalitäten, Ereigniszusammenhänge herzustellen. Auch hier kommt man um Selektion, Isolierung, Hervorhebung, also um Konstruktion nicht herum. Nichts, was ist, auch menschlich Erzeugtes, spricht bloß eine Sprache aus sich selbst heraus. Konsequenter faktographischer Positivismus wäre auch gänzlich unbrauchbar, nämlich eine „totale“ Wiederholung (in der Sprache) alles dessen, was war (ebenso zwecklos wäre, wie gesagt, eine Naturwissenschaft, die bloß erkennen würde, was die Natur ist). Bei näherer Betrachtung zeigt sich aber darüber hinaus, dass nicht nur jene Wissenschaften, die ihre Annäherung an die Naturwissenschaften gar nicht leugnen wollen, sie sich vielmehr als Verdienst zurechnen, methodische Analogien versuchen, sondern, dass auch die meisten anderen, wenn auch indirekt, ihren Wissenschaftsbegriff zum Vorbild genommen haben. Folgende Indizien lassen sich dafür anführen:

Analoge Muster der Geistes-, Sozial- und Gesellschaftswissenschaften

1. Gegenstandskonstitution und Verobjektivierung: Einzelne Gegenstandsfelder werden konstituiert, zu Forschungsgegenständen objektiviert, aus dem sie umgebenden Gesamtzusammenhang herausgenommen und isoliert.
2. Daraus ergibt sich Spezialisierung und Detailexpertentum; daraus notwendigerweise die Subjekt-Objekttrennung.
3. Verloren gehen Gesamtzusammenhänge, Integrationsleistungen, (real) problembezogene Arbeiten und Forschungen.
4. Da es sich damit um naturwissenschaftsanaloge Konstruktionen handelt, sind die Realprobleme der Menschen und ihrer Gesellschaft nicht so bedeutsam, nicht hauptsächliches Forschungsinteresse; die Forschungsfragen und –probleme stellen sich aus der gewählten Gegenstandskonstitution, d. h. die Wissenschaft stellt sich in ihren Traditionen und Schulen ihre Fragen selbst, bei zunehmender Immunisierung gegenüber jenen der gesamten Gesellschaft.
5. Wie in den Naturwissenschaften erweitert sich jeder Gegenstand aus sich selbst heraus zur „unendlichen Empirie“. Diese hat in den hier zur Debatte stehenden Wissenschaften aber noch einen besonderen Charakter – nämlich jenen terminologisch-sprachlich-begrifflicher Selbstverkomplizierung. Dieser entsteht aus dem Mangel an „technischer“ Anwendung und Umsetzungsverpflichtung. In den Geistes- und Kulturwissenschaften, aber auch Sozialwissenschaften stellt sich in ganz anderer und radikalerer Weise die Frage nach der Umsetzung. Es geht um keine (materiellen) Produkte, Geräte, Instrumente, Maschinen, Wirkstoffe, etc. Was aber geschieht mit den jeweiligen Ergebnissen dann? Dienen sie ausschließlich der inneren einzelwissenschaftlichen Entwicklung? Das wäre zugegebenermaßen ein interessantes Glasperlenspiel (vielfach hat man allerdings den Eindruck, dass dies tatsächlich so ist und die Wissenschaftler auch gar nicht so sehr stört – es gibt ja genug Kolleginnen und Kollegen, die das gleiche machen). Im Gegenzug dafür gibt es freilich auch Wissenschaftler gegenteiliger

Intention. Sie würden sich direkte Umsetzung wünschen und ärgern sich darüber, dass es anscheinend keine Adressaten gibt (meist werden dann die politisch Verantwortlichen kritisch herangezogen, oder andere „Steuerungsautoritäten“; was übrigens eine weitere Analogie aufzutut: Für die Umsetzung scheint man auch hier Macht zu benötigen, nichts geht über Erklärung und Einsicht).

6. Wo kann man einen halbwegs stabilen, sich über Zeiten anscheinend gleichbleibenden „Gegenstand“ hernehmen, wie die Naturwissenschaft in der Natur ihn hat? Beim Menschen steht man auf schwankendem Boden, überhaupt dann, wenn man auf seine zentralen Wesensbestimmungen wie Freiheit, Vernunft, Geist etc. einzugehen versucht. Ein solcher Gegenstand, um in der Analogie zu bleiben, kann eigentlich nur das Vergangene sein. Es ist bereits geschehen, was man kann an ihm jedenfalls nichts mehr ändern, ungeschehen machen. Im Grunde eine bestechende Faktenlage. Dem Anschein nach dem Muster der Objektivität am besten angenähert, weil es sich um Werke, Artefakte der Menschen handelt, um Veräußerungen ihres Willens, ihrer Gedanken, Pläne, ihrer Freiheit, d. h. um etwas, das in seinem Entstehen schon Objektcharakter hatte, getrennt vom Innerlichen, im Äußeren vorfindbar ist.

Parallel zur Entwicklung der Naturwissenschaften läuft daher die Entwicklung der historischen Wissenschaften, wo ich hier nicht bloß das Fach Geschichte meine, sondern die gesamte Wissenschaft, die sich mit den „nach-außen-gesetzten“ Tätigkeiten des Menschen beschäftigt. Es findet daher von Beginn der Neuzeit an eine interessante Arbeitsteilung auf Basis gleicher Modellvorstellungen statt: Es gibt erstens die „reinen“ Naturwissenschaften (im wesentlichen die Physik, später die Chemie), die sich die Natur, d. h. nicht-Menschliches zum Gegenstand der Forschung machen, zweitens die Naturwissenschaften vom Menschen, die bis heute versuchen, den Menschen als Natur und in seiner Natur zu begreifen (d. h. im Grunde physikalisch-chemisch) und hier entweder Reduktionismen vornehmen müssen oder bewusste „Ausschlüsse“ zu rechtfertigen haben, schließlich drittens die historischen Wissenschaften, die ihr „Objekt“ in

den vergangenen Artefakten der Menschen aufsuchen. So findet sich zunächst ein europaweiter „Humanismus“, der sich insbesondere mit den toten (!) Sprachen und den ihm zuordenbaren Kulturleistungen beschäftigt, dann diverse Geschichten von Herrscherhäusern und ihren historischen Taten, Altertumskunde und Archäologie tritt im Gefolge von Feldzügen und Eroberungen auf, letztendlich versucht man Universalgeschichten (Weltgeschichten), in denen dargestellt werden soll, „wie es eigentlich gewesen“ (Ranke). Selbst bei Hegel heißt jener Teil seiner Philosophie, der sich mit den Taten, Leistungen und Artefakten der Menschen beschäftigt „Philosophie des *objektiven* Geistes“.

Aber — wie schon gesagt — es geht nicht bloß um die historischen Wissenschaften im engeren Sinn, auch die Literaturwissenschaften beziehen sich auf „Werte“, schreiben Literaturgeschichten, identifizieren Stile und Richtungen, Sprachwissenschaften, beschäftigen sich mit Wort und Bedeutungsgeschichten (Etymologien) und selbst die Sozial- und Gesellschaftswissenschaften, so „nahe“ sie der Gegenwart auch sind, müssen ihren „Stoff“ aus bereits Vergangenen „holen“. Gegenwärtig, als Folge unseres ausgebauten Wissenschaftsbetriebes und des Kurzzeitdenkens, kann man feststellen, dass die „musealen Fakten“ der Gegenwart immer näher rücken. So gibt es nicht bloß „Museen moderner Kunst“, für die sogar „produziert“ wird, sondern die Tatsache, dass „Neuerscheinungen“ der Dichtkunst sofort in die Mühlen wissenschaftlicher Verobjektivierung geraten. Noch heute — so erscheint es mir jedenfalls — knüpft sich der Anspruch an Wissenschaftlichkeit auf diesen Gebieten auf eine genaue, methodisch „saubere“ Erfassung vergangener Faktizität.

Dafür wurden auch Methoden entwickelt und „geschärft“, Hilfswissenschaften entwickelt bis hin zur Anwendung physikalisch-chemischer Analysen, alles, um noch genauer zu erfassen, wie es war. Jeder „freizügigere“ Umgang mit Vergangenheit — z. B. wenn man irgendwelche Beispiele für gegenwärtige Illustration herausgreift — wird schnell verwarnt, meist mit dem Hinweis: „Ganz so war es aber nicht“. In den historischen Wissenschaften findet man daher, obwohl es spezieller um Menschen geht, ein längeres Festhalten an der Objektivität als

dies in den Naturwissenschaften der Fall war. Offensichtlich musste dies auch einem kompensatorischen Zweck dienen; das Bewusstsein, nicht in gleicher Weise „exakt“ sein zu können (Gesetz, idealtypisches Experiment versus Interpretation, Verstehen), muss ihre Form der Wissenschaftlichkeit besonders hartnäckig verteidigen.

7. Für diese Modellanalogie zur Naturwissenschaft mussten die historischen Wissenschaften ihren Preis bezahlen. Auch ihnen wurde recht bald nachgewiesen, dass es die Identität zwischen historischer, vergangener Wirklichkeit und ihrer wissenschaftlichen Erkenntnis nicht gibt. Wie es in der Naturwissenschaft uninteressant ist, die Wirklichkeit so zu erfassen, wie sie ist (=bloße Verdoppelung), ebenso ist es in den historischen Wissenschaften bedeutungslos, die Vergangenheit zu erfassen, so wie sie wirklich war. Denn erstens geht das gar nicht (wir können uns und unseren derzeitigen Motiv- und Denkhorizont nicht einfach wegdenken), zweitens reichen die Quellen, die Fakten für sich zusammen nicht aus. Wir wollen und müssen sie ja einmal in plausible Zusammenhänge bringen, sie aufeinander beziehen, und das geben sie von sich aus gar nicht her. Auf zwei Ebenen müssen daher „Ergänzungen“ vorgenommen werden: Einmal müssen wir versuchen, Motive, Beweggründe der historisch Handelnden zu vermuten, in Erwägung zu ziehen, die eben nicht quellenmäßig vorhanden sind, d. h. aber, wir müssen das „Äußere“ durch eine Spekulation über das „Innere“ erweitern, zum anderen müssen wir das Vergangene „verstehen“. D. h. in vielen Fällen „besser“ verstehen, als sich die Akteure selbst verstanden haben. Das können wir aber nur aus dem Gesamthorizont gegenwärtigen Selbstverständnisses. Denn wir – auch die wir historische Wissenschaften betreiben, stehen nicht sozusagen als „reine Subjekte“ außerhalb unserer historischen Zeit; sind vielmehr ein „Produkt“ jener vielen historischen Linien, die sich in unserer Gegenwart verknüpft haben.

Wir müssen also auch hier zur Kenntnis nehmen, dass die Modellanalogie zunächst dieselben Folgen hat. Wie in der Naturwissenschaft die Natur sozusagen das Material für adäquate Konstruktionen zur Verfügung stellt, so ebenso in

den historischen Wissenschaften die Geschichte. Die Fakten, Quellen, Artefakte, dokumentierte Ereignisse, sind nicht für sich selbst interessant. Sie verstehen zu wollen heißt vielmehr *uns* besser verstehen zu wollen. Wird dieser Zusammenhang verschwiegen oder vergessen, glaubt man unbeirrbar an dem sogenannten Objektivitätsgebot festhalten zu müssen, stellt sich aber in verschärfter Form, als dies in den Naturwissenschaften der Fall ist, die *Sinnfrage*. Die Naturwissenschaften konnten den ihnen eigenen „Verdrängungsakt“ lange dadurch „überspielen“, als sie auf ihre Anwendungserfolge verweisen konnten; der Nutzen für die Menschen war sozusagen „augenscheinlich“. Wird hingegen das rein „antiquarische“ Interesse betont, muss man sich die Frage gefallen lassen, was denn hier der Nutzen ist. Nun gibt es in der Beantwortung dieser Frage alle möglichen Hinweise, die versuchen zu retten, was zu retten ist. Unter anderem wehrt man sich überhaupt gegen eine Nutzensanfrage, betont die reine zweckfreie Wissenschaft, vielleicht auch einen ästhetischen Genuss. Betrachtet man aber all diese Antworten genauer, muss man auch in ihnen die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart feststellen. Die reine Objektivität ist immer schon verlassen, selbst wenn bloß subjektive Neugierde als Motiv genannt wird. Denn, es muss die Menschheitsgeschichte erst einmal so weit gekommen sein, sich einen derartigen „Luxus“ leisten zu können.

Geht man aber der Nutzen-, bzw. Umsetzungsfrage noch näher nach, zeigt sich eine gar nicht mehr harmlose Antwort. In ihr hat sich jeweils auch der Ideologieverdacht begründet. Eine speziell für die historischen Wissenschaften zum Unterschied von den Naturwissenschaften geltende „Umsetzung“ bzw. Anwendung, liegt nicht im Erzeugen von Produkten, Instrumenten etc., sondern in einer Bestätigung bzw. Rechtfertigung von Gegenwart. Gegenwart kann hier natürlich mehreres meinen. Es kann die bestehende Macht unterstützt werden, ebenso aber auch ihre Kritiker und Feinde. Es können einzelne „Strömungen“ unterstützt, andere in den Hintergrund gedrängt werden. Schließlich mag man auch daran arbeiten, eine gesamtgesellschaftliche Identität historisch zu rekonstruieren, wobei Letzteres auch durch die disziplinäre Entwicklung immer schwerer geworden ist.

Dass die historischen Wissenschaften in dieser Form immer auch „ideologiefällig“ waren, beweist ihre Geschichte selbst auf einschlägige Art. Und hier war ihr „Nutzen“ immer auch evident; hier konnte sie auch benützt werden. Der Schein der Objektivität war hier einerseits hilfreich – man konnte sich auf sie berufen, so dass das Bestätigungs- und Rechtfertigungsmotiv nicht Diskussionsgegenstand war – andererseits zeigt er zugleich, welche wichtiger Anschluss thematik er im Wege steht. Man kann nämlich die Frage nach dem Nutzen gar nicht mehr legitim stellen. Und andere schon gar nicht mehr. Nämlich jene gewichtigen, die sich damit beschäftigen, ob es überhaupt eine ideologiefreie Geschichtsschreibung gibt, ob man allein aus einer solcherart Wissenschaft eine historische Rekonstruktion der Gegenwart begründen kann, wie hier mit Unterschieden umzugehen ist. (Ein aktuelles Beispiel: Eine gemischt slowenisch-österreichische Historikerkommission konnte sich unlängst auf eine gemeinsame Rekonstruktion nicht einigen. Daran scheiterte eine gemeinsame Veröffentlichung. Interessant ist an dieser „Faktenlage“ weniger die unterschiedliche *wissenschaftliche* Interpretation; auch die Hoffnung, doch noch auf ein gemeinsames Ergebnis zu kommen, ist zwar ehrenwert, aber weniger wichtig. Im Sinne unserer „anderen“ Wissenschaft ist eher zu fragen, wie es denn möglich ist, dass diese Unterschiede bei „gleicher“ Wissenschaft überhaupt auftreten können, worin sie „außerwissenschaftlich“ verankert sind und was dies z. B. für eine gemeinsame Geschichte in der EU bedeutet; schließlich welche praktischen und politischen Konsequenzen sich daran anschließen und wie im Weiteren Entscheidungen zu treffen sind; diese Fragen übersteigen allerdings den klassischen Wissenschaftsbetrieb. Wo aber werden sie gestellt und behandelt?)

Die Ideologiefälligkeit, vor allem aber auch die Anbiederung an bestehende historische Macht, musste für eine sich dem Objektivitätsgebot verpflichtet wissende Wissenschaft zunächst wie ein Schock hereingebrochen sein. Sie reagierte zusammenfassend und daher verkürzt gesprochen auf dreierlei Art.

Erstens, sie verstärkte ihre Annäherung an naturwissenschaftliche Modellvorstellungen; „Reinigungsprozesse“ waren angesagt. Faktographischer Positivismus versuchte sich in Ideologiefreiheit und jeglicher Enthaltbarkeit im „Werturteilen“. (Ein Beispiel dafür war viel an Geschichtsunterricht in den Schulen nach 1945; der Ideologieschock konnte nur dadurch „verdaut“ werden, dass die Geschichte zum reinen „Stoff“ und zu Jahreszahlen degradiert wurde; sicherheitshalber endete er auch meist mit dem Beginn des ersten Weltkrieges.)

Zweitens, sie versuchte sich von dem Vorbild Naturwissenschaften endgültig zu befreien. Das führte zu wissenschafts- und erkenntnistheoretisch-methodologischen Reflexionen und völlig neuen Modellvorstellungen in Bezug auf Interpretation und Hermeneutik.

Der main-stream als dritte Reaktion schwankt, wie mir scheint so hin und her; entwickelt kein klares Wissenschaftsmodell. Ein Grund für diese Vielfältigkeit und Uneindeutigkeit liegt in der unkritisch „geduldeten“ disziplinären Arbeitsteilung; es lässt sich alles Nebeneinander vertreten. Genau aber das ist es, was immer wieder ins naturwissenschaftliche Modell zurückführt, in Detailvergegenständlichung und Verobjektivierung. Deshalb gibt es auch Tausende einzelne Geschichtsbetrachtungen und detaillierte Aufarbeitungen, und daneben ein schlecht entwickeltes historisch-gesellschaftliches Bewusstsein, was unter anderem dazu führen muss, dass man immer wieder sagen muss, Menschen können aus ihrer Geschichte nichts lernen (B. Kreisky: „Lernen sie Geschichte“).

Schon etwas seltsam: Da gibt es ein hoch differenziertes Wissen über unsere Vergangenheit und wir können daraus nichts lernen! Auch hier die Analogie zur Naturwissenschaft: Sie ist von ihrer Anlage her gar nicht daran interessiert, dass ihr Gegenstand etwas lernt. Hier sind aber der Mensch und seine Veranstaltungen „Gegenstand“.

Oder haben die historischen Wissenschaften einen ganz anderen Sinn? Könnte es sein, dass die faktographische Verobjektivierung ebenso wie in der Naturwissenschaft gegenüber der Natur, gegenüber unserer Geschichte Distanzierungs-

aufgaben hat? Den unmittelbaren Einfluss, der Vergangenheit immer wieder auf uns auszuüben imstande ist, brechen will? Solche Distanzierungsschritte finden sich offensichtlich in der Geschichte immer wieder. Solange die Verstorbenen, die Ahnen noch ums Haus herum vergraben wurden, ihre „räumliche Gegenwart“ fast spürbar war, hatten sie großen Einfluss auf die Ordnungen des Lebens. Als der Friedhof, der „Gemeindeacker“ als Begräbnisstätte diente, also „weg vom Haus“, verloren sie diesen immer mehr. Wenn Vergangenes, das uns in den verschiedensten Formen und Gestalten ständig umgibt, immer wieder irgendwo, plötzlich und unvermutet auftritt, kann es überwältigen; jedenfalls vereinnahmend wirken. Es schließt sich an das Subjekt, seine Gefühle und sein Denken an, ist nichts von ihm Getrenntes. In geordneter Form in Brauchtum, Festkalender etc. besteht zwar auch diese unmittelbare Verbindung, sie hat aber ihren Platz in Zeit und Gemeinschaft. Diese sorgt für gemeinsame „Bewältigung“ und Distanz durch Wiederholung.

Wissenschaften schaffen eine radikalere Distanz – jedenfalls für diese, die sie betreiben. Sie führen vor, was alles mit der Geschichte zu machen ist; wie *wir* auf sie Einfluss nehmen können, nicht umgekehrt sie auf uns. Wir begraben, töten sie in Museen, indem wir oft recht willkürlich Gegenstände, Geräte, herausgerissen aus ihren lebendigen Zusammenhängen, im Nebeneinander zu Schauobjekten machen. Wir sammeln Fakten und Ereignisse und spießen sie auf wie Insektenforscher. Und selbst, wenn wir mit sichtbarer Begeisterung vergangene Zeugnisse für irgendwelche Begründungen und Rechtfertigungen (etwa von politischen Entscheidungen) herbeischaffen, so beweisen wir damit erst recht, wofür Geschichte *für uns* brauchbar ist;

8. Die Naturwissenschaften haben mit einem radikalen *Anfang* begonnen, indem sie Mensch und Natur gegenübergestellt haben (früher war der Mensch Teil der Natur); grundsätzlich wird dieses Anfangen am „Material“ immer wiederholt, auch wenn es wissenschaftliche Forschungstraditionen gibt. Die höchste Macht, die Menschen auszuüben imstande sind, ist das Setzen von Neuanfängen. Das wusste man immer schon; deshalb heißt das griechische Wort „Arche“ auch

Herrschaft. Autoritäten und Machthaber haben auch immer wieder versucht, einen neuen Kalender einzuführen. Die historischen Wissenschaften setzen, ohne dies im Einzelnen deutlich zu machen und zu besprechen, immer wieder neue Anfänge, nicht bloß, weil sich Bewertungen und Interpretationen in der Zeit und innerhalb der Wissenschaftstradition ändern, sondern aus viel prinzipielleren Gründen. Während sich der Gegenstand der Naturwissenschaft, wenn es nämlich die definierte Natur sein soll, in der Zeit nur marginal ändert (es sogar zu einer der Voraussetzungen der Wissenschaft zählt, ist mit konstanten, gleichbleibenden Gegenständen zu rechnen), sorgt der Mensch in *seiner* Geschichte für ständige Veränderungen. D. h. er produziert seine „Gegenstände“ selbst und sorgt damit für laufenden „Zuwachs“. Auch dieser kann quantitativ und qualitativ bedrückend werden, und seine unbegriffene Vielfalt Verwirrung anrichten. In den historischen Wissenschaften ist es aber die ständige Herausforderung, wieder zu beginnen, Anfänge zu setzen (als besonderes Beispiel wären hier diejenigen Wissenschaften zu nennen, die sich mit Kunst beschäftigen. Während in früheren Epochen es gerade das Auszeichnende der Kunst war, dass sie im religiösen oder weltlichen Bezug direkt ins Leben eingeflochten war und auch dementsprechenden Einfluss hatte, haben sich allmählich zwischen sie und ihre Wirkungen Kritik, Interpretation, Wissenschaft eingemischt. Sie sagen zwar, dass sie uns im Verstehen helfen wollen, näher betrachtet helfen sie uns in Distanzierung, schalten Vermittlungen ein, die den unmittelbaren Einfluss brechen).

Sieht man nun aber die historischen Wissenschaften in dieser Intention, müssen zwei Konsequenzen weiter überlegt werden. Man kann sie in positiver Hinsicht als wichtige Aufklärungsleistung ansehen, die uns aus der Abhängigkeit des Vergangenen zu befreien versucht hat. Eine Gesellschaft, die sich global zu einer Weltgesellschaft entwickelt, bedarf in einem ersten Schritt einer Distanz zu ihrer Vergangenheit. Ebenso und damit im Zusammenhang ist klar geworden, dass wir als Gattung die *Verantwortung* über unsere Geschichte übernehmen müssen; sie wird uns von niemandem abgenommen. D. h. aber, dass wir auch „mehr Freiheit“ gegenüber unserer bisherigen Geschichte brauchen und es kann

die Hoffnung bestehen, dass die verobjektivierenden Wissenschaften uns – jedenfalls indirekt und ohne es selbst so zu wollen – dabei helfen.

Es kann dies aber nur der erste Schritt sein, und bei ihm stehen zu bleiben würde die Aufklärungsleistung wieder desavouieren. Es schließt sich nämlich sofort die Frage an: Was geschieht mit dem vielen angesammelten Material, wie kann seine „tote Objektivierung“ wieder aufgebrochen werden? Wie nützen wir das große Angebot. Wie verhelfen wir diesen Wissenschaften aus ihrem selbstgewählten disziplinären Käfig heraus? Erst die Beantwortung dieser Fragen würde die beiden genannten Absichten, Distanzierung und Materialsammlung tatsächlich erfolgreich werden lassen. Es ist also wohl daran festzuhalten, dass man einerseits nicht auf die historischen Wissenschaften, durchaus in gegenwärtiger Gestalt, verzichten soll, andererseits, dass sie um Aspekte erweitert werden müssen, die uns in die „andere“ Wissenschaft zurückführen, deren Begründung auch Zweck dieser Darstellung war.

TEIL III

Rechtswissenschaften und Wissenschaften „im Übergang“

1. Bevor wir uns jenen Wissenschaften zuwenden, die in Ansätzen sich vom naturwissenschaftlichen Paradigma wegzubewegen versuchen, die auch in diesem Sinn für die Interventionsforschung als Wegbereiter gelten können, soll noch eine Wissenschaft in den Blick gerückt werden, die sich von den bisher charakterisierten unterscheidet, und ob dieses Unterschiedes für uns interessant ist. Gemeint ist die Jurisprudentia, die Rechtswissenschaft. Unser Interesse, sie hier besonders zu erwähnen, ist in ihrer Gesamtstruktur zu suchen. Sie ist zusammen mit der Mathematik und Astronomie die älteste aller Wissenschaften und hat sich wie diese unbeschadet geschichtlicher Umbrüche, bis heute als solche erhalten. Nun mag mit ihr alles Mögliche verbunden werden, und auch nicht immer nur das Beste. Von den Pharisäern und Hohenpriestern über kirchenrechtliche Institutionen wie der Inquisition, der „Klassenjustiz“, ihrer Anpassungsfähigkeit an Diktaturen und andere Machtsystemen, bis hin zum „Winkeladvokaten“, hat man ihr nicht das Beste nachgesagt und immer wieder bezweifelt, ob sie mit diesen ihren praktischen „Nebenerscheinungen“ zur Wissenschaft zu zählen sei. Daher gab es auch unter den Wissenschaftlern immer wieder Tendenzen, die Rechtswissenschaft von ihrer forensischen Praxis strikte zu trennen.

Auf der anderen Seite hat sie andere Wissenschaften bis in die Sprache und Begriffsbildung immer wieder zu beeinflussen gewusst (von der Bibelübersetzung Luthers bis zur soziologischen Systemtheorie Luhmanns und der Hermeneutik Gadamers). Das muss Gründe haben: Ich sehe sie in der hochinteressanten Dialektik, die sie selbst ausmacht, die auch darin begründet ist, dass sie sich nicht so ohne weiteres in Spezialdisziplinen zurückziehen kann, geht es doch immer um ein Ganzes, auf das Einzelnes bezüglich gemacht wird. Zwar gibt es natürlich auch hier spezialistische Entwicklungen, die sich schon aus der Komplexität der Materie ergeben haben, ihr Bezugspunkt ist aber ein Rechts-

system, in dem jeweils das Zusammenleben aller Teile der Gesellschaft geregelt ist (Rechtsstaatlichkeit).

Dieses ist nicht so ohne weiteres mit anderen wissenschaftlichen Teilbereichen vergleichbar. Es gibt auch keine analoge Gegenstandskonstitution und Objektivität. Man kann zwar definitorisch sagen, Gegenstand der Rechtswissenschaft ist das Recht. Diese Aussage ist aber entweder tautologisch und sagt nichts aus, oder sie muss den Gesamtbereich dessen, was als Recht existiert, in sich aufnehmen. Dazu gehören Rechtsschöpfung, Rechtsbegründung, Rechtspflege, Rechtsanwendung, Rechtsvollzug, sowie eine Erfassung und Darstellung des geltenden positiven Rechts samt Kommentar. Wird aber all dies in die Wissenschaft hineingenommen, hat man es mit nichts weniger als dem *Leben* unserer Gesellschaft und Individuen zu tun. Leben betone ich deshalb, weil es nicht bloß um Theorie, Modelle und Konstruktionen geht, die angewandt dann entsprechende Wirklichkeit sind. Gesetzesbücher bestimmen zwar die Wirklichkeit mit, sind für ihre Ordnung ganz entscheidend, sie können aber nicht verhindern, dass Gesetze immer wieder gebrochen werden. Das Widersprüchliche ist nämlich, dass sie gerade dieser Tatsache ihre Existenz verdanken, also einem „Negativen“.

Das ist übrigens auch die Seite, die „Exaktheit“ und Mathematisierbarkeit trotz aller diesbezüglichen Versuche nie erlaubt hat. Die Rechtswissenschaft verdankt also ihr Dasein der widersprüchlichen Existenz des Menschen selbst und dieser Ursprung kann durch sie im Recht *nicht* aufgehoben werden, er wird vielmehr in ihm verwaltet und geregelt. Wenn aber der Widerspruch selbst „Gegenstand“ einer Wissenschaft ist, wird die Folge sein, dass sie selbst in sich widersprüchlich wird. Hierin ist auch ein Grund zu suchen für allerlei Verdächtigungen, die man mit ihr verbindet und schließlich waren auch die Sophisten, denen man nicht das Beste nachsagt, Juristen.

Um die Widerspruchsseite noch etwas zu konkretisieren, empfiehlt es sich, das Recht selbst daraufhin näher anzusehen. Gemeinsam mit den anderen, von uns

charakterisierten Wissenschaften ist dem Recht und seiner Wissenschaft Abstraktion und Verallgemeinerung, damit Vernachlässigung des Individuell-Besonderem. Vermutlich war das Recht hier überhaupt das erste, das radikal in diese Richtung dachte und handelte. Und es verdankt seinen Ursprung der Quantität. Recht entstand überall dort, wo direkte Kommunikation überschritten und indirekte, anonyme notwendig wurde; also, wo es galt, mehr Menschen ins Zusammenleben zu bringen. Es war dabei nicht möglich, einfach die unterschiedlichen Besonderheiten von Stämmen, Völkerschaften (Clans etc.) zu addieren und zu akkumulieren. Ihre Unterschiedlichkeit schloss immer schon diese Linearität aus. Also musste man Regeln, Prinzipien finden, Gesetze erlassen, die sich für das nun größer gewordene Allgemeine eigneten (daher auch ebenso allgemein waren), die sich aber zugleich auch *gegen* selbstsüchtigen Partikularismus zu richten hatten. Sie hatten damit von Beginn an eine positive und eine negative Funktion, und dies in einem und zugleich. Der Widerspruch war damit in die Wiege gelegt. Deshalb braucht das Recht auch Schutz und eine „Dauerautorität“.

Aus seiner Verfassung, seiner Geltung ergibt sich nicht automatisch Umsetzung und mit ihr eine veränderte Wirklichkeit. In den Naturwissenschaften entspricht das Angewandte dem vorher Erforschten; es ist seine „Materialisierung“. Nicht so im Recht; seine Abstraktion muss sich stets aufs Neue seine Wirklichkeit schaffen, und diese sieht immer wieder anders aus. So oft man sich es daher auch gewünscht hat: Das Recht ist weder logisch widerspruchsfrei, noch lässt sich aus ihm der Einzelfall, wie sonst in den Naturwissenschaften linear deduzieren. Es muss immer aufs Neue eine Verbindung zwischen Allgemeinem und Besonderem hergestellt werden und dem dienen geregelte Verfahren, und vor allem *der Prozess*. Schon an den unterschiedlichen Rechtssystemen, etwa den kontinentalen und den angelsächsischen, kann man erkennen, auf welcher Seite der Akzent gesetzt wird, ob er eher in die Subsumptionsrichtung denken will oder den Einzelfällen den Vorzug gibt. In jedem Fall zeigt sich aber im Rechtssystem ein für unsere Zwecke wichtiges Moment: Die praktische Rechtsprechung hebt jeweils die Objektivierung ein Stück weit auf; in den dabei

stattfindenden *Prozessen* wird dem Wissen und dem Gesetz etwas zur Seite gestellt, das dieses in seinem Objektivitäts- und Allgemeinanspruch relativiert, zumindest in gewisser Weise die Subjektivität der Rechtspersonen berücksichtigt. Ein Grund, warum man oft am Ausgang eines Verfahrens in diese oder eine andere Richtung zweifelt, liegt in dieser Tatsache. Man wirft dies gern dem Recht, bzw. den „Rechtsvertretern“ vor und sicherlich gibt es hier Grenzfälle, bzw. geschicktere und weniger geschickte. Um der Gerechtigkeit willen hätte man gerne mehr (logische) Eindeutigkeit. Eigentlich aber müsste man für diese Uneindeutigkeit das Rechtssystem loben, weil es der „Realität“ ihres Gegenstandes eher entspricht, als die oben genannten Wünsche, die dorthin führen, wo eben die andere Grenze angesprochen wird: „fiat jus, et pereat mundi.“

Unser Rechtssystem führt uns somit in bestimmter Weise vor, worauf man Rücksicht zu nehmen hat, wenn man es mit Widersprüchen zu tun hat. Gesetze, Regeln, wissenschaftliche Ergebnisse in naturwissenschaftlicher Analogie erstellt und festgesetzt, sind nur die eine Seite. Ihrer Allgemeinheit und Abstraktheit muss eine „Reindividualisierung“ zur Seite gestellt werden, die sich auf Personen, soziale Zusammenhänge und historische Situationen, ja selbst auf Einzelentscheidungen und „Ermessensspielräume“ zu beziehen hat. Mit ihr kommt ins Spiel, was dem naturwissenschaftlichen Paradigma fehlt: Individualisierung, Berücksichtigung der Geschichtlichkeit und Endlichkeit von Wahrheit, schließlich die „Achtung“ des Eigenwerts von Leben und Personen (auch wenn Letztere dieses in dem strikte geregelten Verfahren nicht so empfinden mögen). Selbst dem übrigen Lebendigen nimmt man sich z. B. durch Tierschutzgesetze, Artenschutzregelungen etc. an. Weil es in dem Verfahren aber letztlich immer um die „Wiederherstellung“ von Recht, seine Bestätigung, d. h. aber auch die Neusetzung seiner Allgemeinheit geht, eine Gewährleistung seiner Dauerhaftigkeit, können die Prozesse auch nicht gänzlich „freigegeben“ werden. Bezugspunkt bleibt einerseits das positive Recht, andererseits formalisierte Verfahren, die ebenso rechtlich geregelt sind. D. h. Willkür, subjektive Eingriffsform sind beschränkt. Die „Würde“ des Allgemeinen, nämlich nach wie vor für viele zuständig zu sein, darf nicht verletzt werden.

Insofern kann die Reindividualisierung nur in einem bestimmten Rahmen wahrgenommen werden. Dass hier sehr oft dem Allgemeinen der Vorzug gegeben wird, liegt nicht bloß an der Beschränktheit dieses Rahmens oder an der Sinnüberlegenheit des Allgemeinen, dem im Zweifelsfall immer der Vorzug gegeben werden muss, es liegt vielmehr am Kompromiss, der hier in der Vermittlung von Allgemeinem und Individuellem gefunden werden musste. Dieser besteht einerseits darin, dass die Reindividualisierung delegiert, stellvertretend wahrgenommen werden muss (vorgetragen insbesondere durch Anwälte; will man sich selbst vertreten, geht das zwar in manchen Fällen, führt aber gleichzeitig zu Überforderungen), man traut sozusagen den Individuen nicht zu, das Recht mit sich identifizieren zu können; andererseits darin, dass die so wichtige richterliche Unabhängigkeit zwar eine notwendige, auch gesetzlich gesicherte Voraussetzung darstellt, eine solche aber, die eher dem Allgemeinen sich verpflichtet fühlt (Systemrepräsentanz) als dem jeweilig Individuellen. Somit stellt sich die Unabhängigkeit – eigentlich die Anerkennung höchster individueller Freiheit – als zweiseitiges Schwert heraus. Die Anerkennung muss zurückgenommen werden. Die höchste Freiheit muss ans Recht und seine Verpflichtung ihm gegenüber zurückgebunden werden. Und an die politischen Systeme, die es gesetzt haben. Hier ist der Grund für die schwierige Problematik des Verhältnisses von Recht und individuellem Gewissen; Legalität und Moralität, die insbesondere dort relevant wird, wo sogenannte „Unrechtsregime“ gesetzgebend tätig sind.

Und noch eine interessante Facette ist in manchen Prozessen vorgesehen: der Einbezug von Laien (Geschworene, Schöffen, etc.). Immer wieder hat diese Seite der Rechtssprechung Kritik erfahren und tatsächlich ist sie mit allen möglichen Risiken behaftet, die durch richterliche Belehrung kaum beseitigt werden können. Was aber dennoch hier geschieht, ist für unsere Zusammenhänge von hohem Stellenwert: Tendenziell bedeutet die Berücksichtigung von „Laien“ nämlich eine gewisse Selbstrelativierung wissenschaftlicher, systembezogener Wahrheit. Man mag nun einwenden, dass dieser Relativierung nur ein schmaler Pfad gewährt wird, so gering ist er aber auch nicht einzuschätzen. In den klassischen Wissenschaften werden Beweise nur von Wissenschaftlern des gleichen

Faches überprüft; im Recht überprüfen Laien, ob eine Beweislage für eine Verurteilung ausreichend ist. Hier geht es um Einschätzungen und Überzeugungen, hier werden Emotionen ins Spiel gebracht, Menschen in ihren ganzen Lebenszusammenhängen angesprochen und für relevant erachtet; eine nicht zu unterschätzende Erweiterung von Anwendung, Umsetzung der gesetzlichen Grundlagen; auch wenn manchmal alle betroffenen Teile von ihr überfordert erscheinen.

Das Rechtssystem scheint somit eine seltsame Mischung von Fachleuten und Laien, allgemeinen Gesetzen und Verbesonderungsvorgängen, wissenschaftlichen Detaildisziplinen und gesamtheitlichen Voraussetzungen und Realisierungsbedingungen etc. zu sein. Diese ergibt sich schlicht daraus, dass in anderer Weise wie in den klassischen (Natur-)Wissenschaften auf den Menschen als Individuum und Kollektiv Rücksicht genommen wird. Im Vergleich dazu kennen andere Wissenschaften vom Menschen diese Mischung nicht – sie würden sie als unwissenschaftlich bezeichnen – ebensowenig Prozesse, die ihr „dienen“. Nun ist, wie leicht zu zeigen, sogar die naturwissenschaftlich orientierte Medizin in ihrer Praxis auf ähnliche Prozesse (Heilung) angewiesen. Einen ausgewiesenen Ort haben sie nicht und ihr Stellenwert ist vielfach marginal. In vielen anderen Disziplinen, die vom Menschen handeln, hat man „vorsichtshalber“ gleich auf Praxis verzichtet und sich damit alle über die Disziplin hinausgehenden Prozesse mit Laien erspart – sieht man von den Lehr- und Lernprozessen ab, in die ja zunächst auch Laien „eintreten“. Kann wegen dieser Mischung unser Rechtssystem als „unwissenschaftlich“ angesehen werden? Oder muss man in ihm eine wissenschaftliche von einer unwissenschaftlichen Seite trennen? Ich glaube das Gegenteil: Zumindest alle Wissenschaften, die vom Menschen oder vom Leben handeln, müssten sich eher analog den Rechtswissenschaften als analog zum naturwissenschaftlichen Paradigma *organisieren*. Prozesse mit sogenannten Laien veranstalten (Respekt vor der „Selbstzweckhaftigkeit“), denn diese sind wahrheits-ergebniskonstitutiv.

2. Bevor wir nun den Versuch einer wissenschafts-theoretischen Begründung der „anderen Wissenschaft“ versuchen, noch ein letztes Kapitel über jene „Übergangswissenschaften“, die m. E. den Weg zu einer paradigmatischen Veränderung bereitet haben. Es muss allerdings klar sein, dass die hier gebotene Kürze ihre Verdienste nicht in ausreichendem Maße würdigen kann. Gemeint sind jene Wissenschaften, die sich durch folgende, für sie wichtige Bedingungen von den klassischen Wissenschaften unterscheiden:
- a) Eine zumindest partielle Aufhebung der Subjekt-Objekt-Differenz; der „Gegenstand“ der Wissenschaften wird in seiner „Subjektivität“ ernst genommen und berücksichtigt.
 - b) Eine zunehmende Bedeutung gewinnen gemeinsam erlebte Prozesse, die Einrichtung sozialer Konstellationen, Designs, die das Aufeinandertreffen von Wissenschaften und „Laien“ zu beiderseitigen „Gewinnen“ ermöglichen und gestalten.
 - c) Damit wird ein zeitweiliges Heraustreten der Wissenschaft aus ihrer eigenen Institution notwendig und die „scientific-community“ verliert an Wert.
 - d) Normatives Ziel ist daher nicht so sehr die Entsprechung im disziplinären Wissenschaftssystem, sondern ein Zweck, ein Sinn für die jeweils „erforschten“ Personen und Systeme.
 - e) Verallgemeinerungen („Gesetze“, vieles abdeckende Abstraktionen, Quantifizierung, Mathematisierbarkeit) verlieren ihren dominanten Charakter, und werden einem beschränkten Geltungsfeld zugewiesen; hingegen werden „Einzelfälle“ (Fallbeispiele, Reflexionen über Prozesse und Vorgehensweisen), Geschichten und Beschreibungen wichtig.
 - f) Problem- oder Aufgabenorientierung ersetzt Disziplinorientierung und systemimmanente einzelwissenschaftliche Fragestellungen; damit wird

immer deutlicher, dass die Entwicklung dieser Wissenschaften ins Inter- und Transdisziplinäre gehen muss.

- g) Ein Praxisbezug ist unverzichtbar, wobei dessen Dominanz es sehr oft verhindert hat, wissenschaftliche Modellbildung in ausreichendem Maße zu verfolgen, was wiederum zur Folge hatte, dass sich diese Wissenschaften gegenüber den „klassischen“ nicht „durchsetzen“ konnten, gegenüber dem „main-stream“ immer wieder auf Geringschätzung trafen.
- h) Es findet in ihnen eine neue Verknüpfung von „Wissensgenese“ und „Können“ statt (Sozial-, Organisations-, Design-, Prozesskompetenz), die einerseits zusätzliche Ausbildungen erforderlich macht (sie wurden und werden immer noch in den Universitäten und anderen höheren Bildungseinrichtungen nicht gelehrt und geübt – bestenfalls wird theoretisch davon erzählt), die andererseits eine enge Verbindung von Wissensgenesen mit Kompetenz, Verhalten, Einstellung, Person und Situation nachweist (man denkt nicht mehr aus Distanz „über“ etwas nach, man ist selbst Teil eines wissensfördernden Gesamtgeschehens).
- i) Die *Frage* – und vor allem auch die Antworten auf sie – spielen methodisch eine neue und zentrale Rolle.
- j) Entscheiden und Akzeptanz (nämlich von Seiten des „Forschungsgegenstandes“) spielen auf inhaltlicher Ebene eine „wahrheitskonstitutive“ Rolle.
- k) Damit wird letztlich radikal unter Beweis gestellt, dass inhaltliche Wahrheit – übrigens um der Freiheit willen – „endlich“ ist.
- l) Alle die hier genannten Punkte haben nicht nur konstituierenden Einfluss auf die Form des Fragens, sondern auch auf Methoden, Hypothesenbildung, Falsifikation und Akzeptanz, sowie für Anwendung und Umsetzung.

3. Für mich gehören zu diesen Wissenschaften die Psychoanalyse in ihren vielfältigen Ausprägungen, alle übrigen – meist in der Psychologie angesiedelten – Richtungen, die sich entweder therapeutisch oder „reflexiv“ mit „Laien“ beschäftigen (z. B. Psychoanalyse und -therapie, Gestalttherapie und -psychologie, Soziodrama, katathyme Bildtherapie usw., aber auch Gruppen- und Organisationsdynamik, um nur einige aufzuzählen). Hinzu gehören auch Aktionsforschung, Organisationsberatung und -entwicklung, sowie in neuer Zeit die Bewegung der „philosophischen Praxen“. Auch wenn sich manche dieser Wissenschaftsansätze meist unter institutionellem Druck wiederum den klassischen Paradigmen zugewandt haben, in Ursprung und Anlage gelten für sie jene Bedingungen, die ich vorher aufgezählt habe. Typisch ist ihnen auch, dass sie und vor allem ihre Ausbildung meist in *Vereinen* organisiert waren und sind, wobei die innere „Sozialgesetzlichkeit“ von Vereinen immer wieder zur Bildung einer ausschließenden „Schuldogmatik“ geführt hat, die im Charakter manchmal rigider und schlimmer gewirkt hat, als die Schuldogmatik der klassischen Wissenschaften. Es war offensichtlich immer schon schwierig, den offenen und endlichen Charakter von Wahrheit auszuhalten, zumal wenn es notwendig und sinnvoll erschien, sich zu organisieren und institutionalisieren.

Immer wieder im Zentrum der Arbeit diverser Vereine musste aber auch eine in der klassischen Wissenschaft vernachlässigte Thematik bedeutsam werden: nämlich die der Ethik und die der Verhaltenscodices. Denn eines ist eine klare Folge der Aufhebung der Subjekt-Objekt-Differenz und der gegenseitigen Bedingung von Wissen und Können: Es „bereichert“ das Verhältnis von Wissenschaft und „Gegenstand“ um Dimensionen, die neue „Verhältnisse“ schaffen; diese bedürfen sowohl einer Reflexion, aber auch immer wieder der verbindlichen Regelung. Das weite Spektrum von Gefühlen, die Tatsachen von Abhängigkeit, Macht, Sicherheitswünschen, Projektionen und Gegenübertragungen fordern Nachfragen nach dem Umgang mit ihnen in der konkreten Situation, ja sogar solche nach ihrer „methodischen“ Mitberücksichtigung. Sie sind nämlich nicht mehr *ein* Objekt der Wissenschaft neben anderen, sie sind in das *Innere* einer Gesamtsituation gerückt, die sowohl den Wissenschaftler auf bestimmte

Weise „*ergreift*“, wie auch seinen „Gegenstand“. Daher bekommt auch das Thema „Distanz“ und „Nähe“ eine neue Gestalt und muss selbst wiederum ethische Fragen hervorbringen.

Mit drei Namen wird immer wieder eine Wende im europäischen Denken verbunden: Mit Kopernikus, mit Kant und Freud. Kopernikus hat in Wiedererinnerung der Antike die Erde aus, und die Sonne in den Mittelpunkt unseres Planetensystems gestellt, Kant, der Philosoph der Freiheit, hat mit allem naiven Empirismus Schluss gemacht (siehe Zitat in diesem Beitrag) und Freud hat mit seiner Entdeckung des Unbewussten aufgezeigt, dass wir weit davon entfernt sind, „Herr im eigenen Haus zu sein“. Also war es für Freud nahe liegend, da er als zunächst naturwissenschaftlich erzogener und orientierter Psychiater mit den leidvollen Wirkungen unbewusster Konstellationen konfrontiert war, diesem Unbewussten auf die Spur zu kommen, den Menschen von seinen nachteiligen Folgen zu befreien („wo Es ist soll Ich werden“). Wenn man also es so will, war Kant insofern Philosoph der Freiheit, als er nachweisen konnte, dass all unsere Erkenntnis nicht der Erfassung bestehender Wirklichkeit dient, sondern deren auf unsere Zwecksetzungen bezogenen Veränderung, die wir nach eigenen Voraussetzungen vollziehen (nach einem Apriori, das wir nicht *aus* der Erfahrung ableiten können), dass also unsere Wissenschaft und ihre Praxis uns von einer unmittelbaren und unbestimmten Abhängigkeit von der Natur befreit; uns dabei mit unserem eigenen „reinen“ Willen bekannt macht, was uns zugleich zu autonomen, moralischen Wesen macht.

Freud bewegt sich m. E. in gleicher Intention. Nur, dass es nicht mehr um die Erkenntnis der „äußeren“ sondern der „inneren“ Natur geht. Kant subsumierte das spätere Unbewusste noch unter dem Begriff eines „empirischen Ichs“, einem Ich der Triebe, Neigungen, Ausgeliefertheiten an sich selbst. Dieses endliche Ich ist für ihn Realität, darf aber keine moralischen Ansprüche stellen. Für Freud ist dieses empirische Ich, zunächst in seiner Verstrickung in Leid und psychischer Krankheit Thema. Und letztlich geht es ihm dabei ebenso wie Kant um das Thema der Freiheit, der Selbststeuerung gegenüber der eigenen inneren Na-

tur. Diese Absicht musste sich aber gleich einer Paradoxie stellen, und diese hat Freud auf den Weg in Richtung einer alternativen Wissenschaft gebracht. Wie sollte aus Es Ich werden, wenn die klassische Medizin modellgemäß gar nicht anders konnte, als die innere Natur als äußeres Gegenüber (Objekt) zu behandeln? Auch in einer bloß naturwissenschaftlich orientierten Psychiatrie geht es zwar darum, den Ver-rückten, außer-sich-Geratenen wieder zu sich selbst zurückzuführen, sie kann dies aber nur durch Eingriffe von außen in einen veräußerlichten Gegenstand. Dass man auf diesem Weg zweifellos Einfluss nehmen kann, ist unbestreitbar und hat in bestimmten Fällen auch Sinn. Das Problem dabei ist aber, dass nicht ein Zusammenhang zwischen einem Unbewussten, einer spezifischen psychischen Konstellation und einem Ich hergestellt wird, sondern zwischen zwei Objekten, einer diagnostisch verobjektivierten Person und einem Medikament, einer Substanz oder einem Instrument, das ebenso objektiven Charakter hat. Manchmal kann dieser Objektzusammenhang auf indirekte Weise Konstellationen so beeinflussen, dass deren Veränderung auch ein „neues“ Selbstbewusstsein ermöglicht, manchmal auch nicht.

Der Weg der Psychoanalyse und Psychotherapie versucht eine andere, neue Richtung zu weisen: Das Ich, das Subjekt, soll sozusagen mit Hilfe eines Therapeuten zu sich und in sich selbst einen Zusammenhang herstellen. Die Hoffnung ist die, dass damit das Ich im durchgearbeiteten Wissen um die Ursachen seines Leidens insofern „besser“ geheilt werden kann, weil es selbst einerseits seine „Fixierungen“ in eigener vergangener „Leiblichkeit“ aufgelöst hat, weil es andererseits auch für die Zukunft sich in ein freieres Verhältnis zu sich selbst versetzt hat. Verfolgt man aber einen solchen Therapieweg, ist man gezwungen, in radikaler Weise das naturwissenschaftliche Paradigma zu verlassen. Freud wollte das, wie berichtet wird, zunächst nicht. Sein Ansatz lässt ihm aber gar keine Alternative. Die „Resurrektion“ der inneren Natur des Menschen als nicht objektivierbaren „Teil“ von Heilung war geschehen.

Zwar gab es immer wieder Versuche der Rückführung. Differenzialdiagnostische Lehrbücher versuchen ihre Wiederannäherung an die klassische Medizin. Aber

auch ihre Funktion ist keine einfach subsumierende; eher ein sprachliches Hilfs- und Verständigungsmittel, sich in der Vielfalt therapeutischer Prozesse ein wenig zu orientieren, bzw. mit Kollegen Gespräche führen zu können. Im Zentrum der Therapie steht aber ganz etwas anderes, der unterstützte Prozess einer "Selbstfindung". In ihm werden vorverfasste Diagnostik, Fachterminologien, ja selbst die vergangenen Erfahrungen des Therapeuten sekundär. Der „Patient“ muss selbst zurück in seine eigene Sprache finden, seiner Geschichte, und seinem Leiden, in ihr eine neue Heimstatt schaffen.

Der genannte Prozess hat aber noch zusätzliche Facetten, die in völlig neuer Weise dem „Gegenstand“ adäquat sind. Er berücksichtigt die „Selbstzweckhaftigkeit“ des Individuums, seine Sozialität, seine Angewiesenheit auf andere Individuen (und zwar nicht im Sinne von „Expertenautoritäten über sein „Sein“), sowie seine Ganzheit, Gesamtheit, seine Geschichtlichkeit, Leiblichkeit und seine Emotionalität. Wenn also aus einem Es Ich werden soll, dann muss das Ziel ein leiblich, sprachlich-begriffliches Wissen um sich selbst sein, das nicht von außen vorgegeben werden kann. Und es gibt in diesem Sinn auch kein verallgemeinerbares, allen Menschen zukommendes Ich (dieses ist abstrakte-reine Differenz und nur Moment im Akt der Selbstdistanzierung), es ist viel mehr immer „empirisch“. Innerhalb dieser eigenen Empirie muss es zu sich selbst kommen und darin unterscheidet es sich auch von anderen Individuen. D. h. aber, es steht das Besondere, die jeweils individuelle Freiheit und Selbstzweckhaftigkeit im Zentrum, wenn man so will die Unverwechselbarkeit und Unvergleichbarkeit. Über sie lässt sich per definitionem nichts wissenschaftlich Verallgemeinerbares aussagen; daher passt auch die Psychoanalyse und -therapie *nicht* zum Kanon klassischer Wissenschaft.

Ein Weiteres ergibt sich aus dem Grundansatz: So wenig die Wissenschaft am Besonderen, bloß Individuellen interessiert sein kann, lebt sie doch von Gegenstandsabgrenzung und spezialistischer Eingrenzung. Die klassisch naturwissenschaftliche Medizin vollzieht diese in doppelter Form: einmal organbezogen, dann aber auf Einzelpersonen bezogen, die aus ihrem sozialen Zusammenhang

herausgelöst werden. Diese „doppelte“ Abstraktion konstituiert zwar einen brauchbaren wissenschaftlichen Gegenstand, kann aber auf vieles nicht Rücksicht nehmen, was das Individuum „sonst noch“ ausmacht (im übrigen ist es schon schwierig genug, *innerhalb* der beiden Abstraktionen zu vermitteln: Eigentlich weiß man nicht so recht zu sagen, welchen Zusammenhang zwischen einem Individuum und *seinen* Organen besteht). So ist das Individuum der klassischen Wissenschaften immer eine „Sozialabstraktion“ (eine idealtypisch konstruierte Experimentanordnung), die es „in Wirklichkeit“ nicht gibt.

Auch wenn wir mit unserem Gewissen Autonomieanspruch anmelden, es gibt sie sinnvollerweise nur im sozialen Zusammenhang. Es war wohl kein Zufall, dass die andere Wissenschaft einen ihrer Ausgangspunkte aus der Psychiatrie gewann. Die Organfixierung von Geisteskrankheit war stets ein Problem, paradoxerweise können ja auch organisch völlig gesunde Menschen geisteskrank sein. Auch wenn es gelingen mag, im Gehirn oder anderswo organisch-chemische Entsprechungen zu finden; ihr Erklärungswert war immer sehr eingeschränkt und ist daher auch immer wieder bezweifelt worden. Zugleich wird aber im Extrem deutlich, dass ein „Ichverlust“ stattfindet, der für Unzugänglichkeiten und dementsprechende Unsicherheit sorgt. In der Ursachenforschung bei psychischer Krankheit war daher bald klar, dass es nur zwei Wege, sich ihnen anzunähern, geben konnte: Entweder es lässt sich die Psyche wie alle anderen Organe verobjektivieren — oder besser noch, *in* einem bestehenden Organ auffinden, oder man muss zu ihr einen anderen Zugang finden. Dieser war nicht über eine Spezialisierung, eine andere Gegenstandsdefinition zu erhalten, sondern durch das Gegenteil. Die „Seele“ des Menschen ist weder auf ein Organ, noch auf das Einzelindividuum zu beschränken. Sie ist „Ort“ der sozialen Bezüge zu den anderen Menschen, Ort der Freude, der Verletzungen, der lebensgeschichtlichen Prägungen. Sollte also „Heilung“ geschehen, musste diese ihre „Wesensseite“ mitberücksichtigt werden. Von der Psychotherapie bis hin zu späteren „Therapien fürs Normale“ (in Gruppen und Organisationen) findet sich daher eine neue wissenschaftserweiternde und verändernde Aufgabenstellung.

Sie lautet: Welche sozialen Prozesse müssen arrangiert werden, damit man dem sich-Wiederfinden der Seele Unterstützung verleiht.

TEIL IV

Zur Charakteristik von Interventionsforschung

(die „andere“ Wissenschaft)

1. Spätestens jetzt stellt sich unabweisbar die Frage, ob das, was wir „andere Wissenschaft“ nennen, überhaupt diesen Titel verdient, ob es sich nicht eher um besondere mehr oder weniger zufällige Kommunikationsformen handelt, die zwar eine gewisse methodische Plausibilität aufweisen, ansonsten aber von sehr vielen Zufällen, Anlässen und Unwägbarkeiten abhängig sind. Allein die Aufhebung der klassischen Subjekt-Objekttrennung öffnet einen Raum, der einerseits allerlei „Erweiterungen“ mit sich bringt (z. B. die Einbeziehung von Emotionen, die ad hoc entstehen, Aspekte, die von den Forschenden vorher nicht bedacht werden können), andererseits Eingrenzungen vorsieht, die im unendlichen Prozess klassischer Forschung nicht vorkommen. Letztere ergeben sich sowohl aus dem Praxisbezug wie auch aus dem Umsetzungs- und Nutzungszweck. Über sie muss letztlich immer *entschieden* werden und zwar nicht von den Wissenschaftlern, sondern von denen, die im Umgesetzten weiterleben wollen, bzw. müssen.

Alles Entscheiden berücksichtigt zwar individuelle und kollektive Freiheit, es muss aber auch ausschließen, reduzieren, sich für *etwas* aussprechen, anderes liegen lassen. Es muss die Unendlichkeit der Reflexion verlassen, einen Entschluss fassen, etwas be-schließen, also ein Ende setzen. Im Angebot ist meist mehr als im Resultat vorhanden. Es wird Komplexität reduziert, man wird aber auch wieder handlungsfähig. Entschieden wird aber weiters nicht wissenschafts-disziplinimmanent (abgesehen von den meist nicht mehr reflektierten Vorentscheidungen – Paradigmen – wird *in* den Wissenschaften eigentlich gar nicht „wirklich“ entschieden; man kann sich das unendliche Denken und einen dementsprechenden Forschungsprozess „leisten“. Entschieden wird eigentlich nur, wohin man jeweils seine Aufmerksamkeit richtet, bzw. womit man anfängt, wo man aufhört), sondern angesichts einer „historischen Gesamtlage“, in der

die verschiedenen Beiträge der Wissenschaften (selbst wenn sie interdisziplinär verfasst sind) nur *einen* „Wirklichkeitsteil“ darstellen. In den „klassischen“ disziplinentorientierten Wissenschaften sind die „wichtigsten“ Entscheidungen schon getroffen worden; sie sind festgehalten in der Axiomatik, den gebotenen Methoden, Vorgehensformen, Gegenstandsabgrenzungen. *Innerhalb* dieses Rahmens wird zwar in obiger Form auch immer entschieden, sonstige „Umgebungswirklichkeiten“ bleiben aber unberücksichtigt. Sie sind eher ein „Störfaktor“, der draußen gehalten werden muss. Anders die Entscheidungslage in der Interventionsforschung. Ihre „Vorentscheidungen“ liegen auf einer ganz anderen Ebene. Unter anderem wird auf dieser die grundsätzliche Autonomie des Systems respektiert. Dies bedeutet aber, in viel radikalerer Weise entscheiden zu müssen. Während die Disziplinwissenschaften ihre jeweiligen Ergebnisse und Wahrheiten immer im Hinblick auf zukünftige Forschung und Entwicklung relativieren können („nach dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaften“), handelt es sich bei der Interventionsforschung gleichsam um *existenzielle* Entscheidungen, die ganze Lebensräume betreffen und zwar unmittelbar. Es wird also eine systembezogene Gesamtwirklichkeit entschieden, in der auch andere Wirklichkeiten, die ebenso möglich gewesen wären, ausgeschlossen werden.

Eine erste Paradoxie der anderen Wissenschaft wird sichtbar: Gerade, weil sie Freiheit und Autonomie ihres „Gegenstandes“ akzeptiert, muss sie ihre eigene Einschränkung und damit die der gängigen „wissenschaftlichen Wahrheit“ in Kauf nehmen. Sie kann zwar in ihrem Angebot dafür sorgen, dass für die zu treffenden Entscheidungen bestmögliches „Material“ zur Verfügung gestellt wird, wird aber zugleich immer zur Kenntnis nehmen müssen, dass nicht alles akzeptiert, schon gar nicht umgesetzt werden kann. Das „Entschiedene“ ist aber wirksam, was von vieler wissenschaftlicher Wahrheit besonders über den Menschen nicht gerade behauptet werden kann.

Oft hat auch das Angebotene den Charakter von Alternativen, ja Widersprüchen. Hier *müssen* Entscheidungen getroffen werden, Festlegungen stattfinden. Forschung, Wahrheit bekommen *endliche* Gestalt. Diese haben sie zwar auch

sonst in den Wissenschaftsdisziplinen („nach dem derzeitigen Stand der Wissenschaft“); hier bezieht sich aber die Endlichkeit auf das „Noch-Nicht“ der Forschung, auf den immanenten Prozess. Im Rahmen der Interventionsforschung wird aber die wissenschaftliche Wahrheit selbst „verlassen“, muss aus ihrer Immanenz heraustreten, sich „ausliefern“. Manchmal läuft der Prozess sogar umgekehrt: Wissenschaftliche Wahrheit *entsteht* erst aus einer gemeinsamen Erfassung der jeweils endlichen Situation und liegt nicht schon von vornherein vor. (Schließlich hat auch Freud seine Psychoanalyse nicht ohne die bewusste Mitwirkung seiner Klienten entwickeln können.)

An diesem Punkt werden zwei Charakteristiken der anderen Wissenschaft deutlich, die sie prinzipiell von den klassischen unterscheidet, und wie ich behaupte, den Titel Wissenschaftlichkeit rechtfertigt. Die erste heißt *Vermittlung*. Wie immer wir unsere wissenschaftliche Tätigkeit ausrichten, wir haben immer nur mehr oder weniger verbundene Bruchstücke in der Hand. Selbst die elaborienteste wissenschaftliche Theorie kann keine „Totalität“, kein Gesamtangebot anbieten, so schlüssig auch ihre innere Argumentation sein mag. Sie kann zwar bis zur eigenständig entwickelten Überkomplexität einen Höchststand an Differenzierung anbieten, gerade dadurch aber beweist sie ihre Unvollkommenheit. Denn erstens lässt sich immer weiter differenzieren und zweitens verliert sie dabei an Verständnis und Übersetzbarkeit. Das mag für sie bedauerlich sein (die Wirklichkeit erscheint dann viel „banaler“ als ihre „Deutbarkeit“), eröffnet aber einen weit adäquateren Weg. Würde sie nämlich meinen, ihre theoretischen Überlegungen müssten – weil unüberbietbarer Letztstand des Wissens – von der Praxis, also allen anderen übernommen werden, würde sie ins klassische Paradigma zurückfallen. Ihr Wissen würde Praxis *bestimmen* und damit ihre Selbstbestimmung wieder ausschalten. Der andere Weg besteht im Zur-Verfügung-Stellen, Übersetzen und Erklären; aber auch im Verzichten und Fallenlassen. In Ersterem sind wir alle geübter wie in Letzterem. *Vermittlung* heißt aber beides. Sie besteht in der „*Rückführung*“ des Wissens in die Welt, die eben etwas anderes, zumindest etwas „mehr“ ist. Mit diesem muss jeweils eine Kon-

frontation stattfinden. Es wird ausgewählt, eben auch entschieden. Nicht alles ist brauchbar, manches stellt sich als fehlend heraus.

Der Vermittlungsprozess offenbart aber auch das zweite Charakteristikum, das mich von der Wissenschaftlichkeit der Interventionsforschung, wie ich hoffe, zu Recht sprechen lässt. Die Art und Organisation der Konfrontation bringt nämlich auf beiden Seiten so etwas wie „Selbstaufklärung“ mit sich. Die Wissenschaft erfährt, was in ihr an Vorgeordnetem praxisrelevant ist, womit ein neuer Anfang gemacht werden kann – sie bekommt ein „Maß“, das sie in sich selbst von vornherein nicht hat – die Praxis wird durch die Auseinandersetzung zur Selbstreflexion „gezwungen“, lernt sich besser verstehen, bekommt von sich einen „klarerer“ Begriff, jedenfalls aber einen, in dem sie sich eine kommunikative Gemeinsamkeit verschafft. Erst hier, so die Behauptung, wird das erreichbar, was zunächst Zweck aller Wissenschaft war, mit der Zeit aber entweder von naturwissenschaftlichem Paradigma vereinnahmt wurde oder in disziplinärer Selbstzweckhaftigkeit verloren ging. So braucht man sich nicht darüber zu wundern, dass die „Wissenschaften“ von Menschen so wenig wirksam wurden. Entweder wurden sie als fremdbestimmende Zumutung abgelehnt, jedenfalls aber mit Skepsis betrachtet, oder sie blieben „unter sich“. Der Glaube der Aufklärung an die nachvollziehende Einsicht aller Menschen mit Vernunft – die Wissenschaft denkt vor, die anderen sehen ein und handeln darnach – erwies sich als falsche Hoffnung. Insofern ist die Wissenschaft, sofern sie nicht Naturwissenschaft ist, noch gar nicht am Ziel angelangt. Die Interventionsforschung, die hier angepeilte andere Wissenschaft, eröffnet hier eine neue Möglichkeit, indem sie *Selbst-Aufklärung* in den Mittelpunkt ihrer Prozesse stellt. Und diese muss dann intendiert werden, wenn Wissen nicht von außen oktroyiert wirksam werden soll, sondern aus allen Beteiligten selbst kommt. Mindestens zwei Entwicklungen waren bisher dieser Selbst-Aufklärung im Weg: erstens die vorangetriebene *Arbeitsteilung*, die Spezialisierung und Disziplinierung auch innerhalb der Wissenschaftsentwicklung, zweitens die *„Individualisierung“ von Lern- und Wissenserwerbsprozessen*.

2. Arbeitsteilung und die mit ihr zugleich notwendig gewordene Kooperation, waren wohl im Rahmen der menscheitsgeschichtlichen Entwicklung ein Start in eine neue Epoche. Die Organisationen des Zusammenlebens mussten sich ebenso verändern als es möglich wurde, durch Spezialisierung sich weiterzuentwickeln und in seinen Fähigkeiten zu verbessern. Von Beginn an lassen sich aber zwei Arten von Arbeitsteilung unterscheiden: Die eine angesiedelt in Landwirtschaft, handwerkliche Produktion und Gütertausch (Handel) – erster Ort eines spezialisierten Fortschreitens – die andere, die für den „Erhalt des Ganzen“ (der Stadt, des Staates, des Reiches) zuständig war, Verwaltung, Militär, Priestertum, Politik. Zwar gab es auch hier spezielle Aufgabenstellungen, ihr Leitziel war aber auf das Funktionieren des Gesamtzusammenhanges ausgerichtet. Weil dieser auch die erste Form der Arbeitsteilung sicherte, schützte, organisierte, also ihr Überleben garantierte, war er hierarchisch „höher“ angesiedelt, obwohl er vergleichsweise nichts produzierte und von den Abgaben der anderen lebte. Lange Zeit war diese Art der Arbeitsteilung wohl auch notwendig. Kaum konnte verbreitet Überschuss produziert werden, Knappheit war ständige Begleitung. Deshalb können es auch nur wenige sein, die für die Organisation des Ganzen „freigestellt“ werden. Die hierarchische Pyramide wird nach oben hin immer enger, bis sie in *einer* „Spitze“ endet.

Dass das „Ganze“ als solches erhalten blieb, dafür sorgte nicht bloß der schutzbeauftragte Wehrstand und ein verbindliches Rechtssystem, sondern dieses erklärende, rechtfertigende, begründende Mythen, Religionen, Theologien. Sie waren in Priesterhand. Zwar gab es auch hier unterschiedliche „Zuständigkeiten“, Heiligtümer für bestimmte Götter und Priester, die sich um diese besonders zu kümmern hatten, für die „Einheit“ eines Volkes, eines Staates war aber eben die einheitsstiftende Funktion der jeweiligen Religion wichtig. Ein hervorragendes Beispiel stellt das Pantheon der Römer dar, in dem alle Götter des Reiches versammelt waren. Aber auch die mittelalterliche Ordnung, ausgerichtet an der Schöpfung Gottes – allumfassend (katholisch) – kann hier angeführt werden. Mit institutioneller Autorität ausgestattet, „lieferten“ sie *allen* Menschen desselben Raumes Sinnorientierung und Antworten

auf die sie bedrängenden Fragen. Und sie waren „*allzuständig*“, d. h. grundsätzlich in gleicher Weise für alle da, ohne die gesellschaftlichen Unterschiede grundsätzlich berücksichtigen zu müssen (dass dies dennoch immer wieder geschah, hat nicht nur mit der Endlichkeit der sie verwaltenden Priestermenschen zu tun, oft bezeugen die Berücksichtigung von Machtverhältnissen, bis hin zu eklatanten Ungerechtigkeiten, einen Zerfall des Ganzen).

Die geschilderte doppelte Arbeitsteilung sorgte auch für die Erhaltung der Autorität auf Seiten der für den Gesamtzusammenhang Zuständigen. Sie waren dazu ausersehen, über all das ihn Schützende nachzudenken, Theorien zu bilden, Rituale und Darstellungsformen zu finden, wofür alle anderen weder Zeit noch Auftrag hatten. Letztere waren eben mit *ihrer* „Spezialität“ ausreichend beschäftigt und ausgelastet, für Feiertage sorgten die Priester und deren Nachfolger. Weil sie das Privileg zugestanden bekamen, das Ganze zu denken und es „praktikabel“ zu machen, konnten und mussten sie auch für die so nicht Privilegierten denken. Diese wiederum konnten nur nachvollziehen, und wurden zum *Glauben* aufgefordert. Mythologien, Religionen – meist staatlich institutionalisiert – kamen so „von außen“ und waren durchwegs fremdbestimmend. Die Macht lag beim Allgemeinen, beim Ganzen und den sie Repräsentierenden und Interpretierenden (es kann hier auch nur *eine* Wahrheit geben, da viele nebeneinander keinen Gesamtzusammenhang ermöglicht hätten, daher der Spruch der scholastischen Theologie: „ens et unum et verum conventuntur“).

Die verschiedenen Reformationen und der Eintritt des Bürgertums in die Weltgeschichte, verbunden mit einem neuen Machtanspruch, änderte die oben beschriebene Situation grundlegend. Die ersten brachten insofern Verwirrung ins „Reich“, weil sie neue und andere Wahrheiten den vorher allumfassenden gegenüberstellten. Diese darf es aber per definitionem nicht geben (deshalb wurden vorher auch alle Ketzerbewegungen entweder wieder integriert und zu „Orden“ gemacht oder vernichtet); zumal dann, wenn diese ebenso Universal- und Absolutheitsanspruch für *sich* reklamieren. Um aus diesem Anfangsdesaster herauszukommen, verständigte man sich zumindest im lutheranischen Protes-

tantismus schnell auf die alte bekannte Formel, jetzt allerdings deutlich partikularisiert: „cuius regio, eius religio“, das Ganze ist zwar „regionalisiert“, aber immerhin, es ist noch vorhanden, gerettet und vielfach fährt auch der Protestantismus mit der alten Fremdbestimmung fort; allerdings ab nun begleitet von (Selbst)Zweifel und einem ambivalenten Verhältnis zu (kirchlicher) Autorität. Grundsätzlich hat er nämlich „alle Christenmenschen“ für ihre Religion und deren Ausübung zuständig und verantwortlich gemacht. Die „Freiheit eines Christenmenschen“, wie Luther seine Schrift genannt hat, bedeutet auch Autonomie im Glauben, Selbstbestimmung unter der „Gnade“ Gottes. Hier ist prinzipiell die alte Arbeitsteilung beendet worden. Für Sinn, Orientierung, Zusammenhang soll *jedes* Individuum das Seine beitragen und es nicht mehr bloß den „Geweiheten“ überlassen.

Allerdings geschieht zur gleichen Zeit und in Folge eine neue Spaltung: Die Religion zieht sich mehr und mehr aus ihrer früheren Verantwortung für das Ganze zurück, überlässt diese säkularer Macht (siedelt sich in einem „geistigen“ Reich Gottes an) oder begibt sich in die „Innerlichkeit“ religiöser Subjekte. Dies hat für die Individuen den Vorteil, dass die fremdbestimmende Macht zunehmend geringer wird, weil sie sich immer weniger der säkularen Unterstützung gewiss sein kann, zugleich aber den Nachteil, dass sich nun andere Instanzen für das jeweils Ganze, für Sinn- und Orientierungszusammenhänge zu interessieren beginnen. Diese kommen zwar dort und da in Konkurrenz zu bestehenden Religionen (manchmal gibt es ihnen gegenüber auch Gewalt), vielfach gibt es aber ein Nebeneinanderlaufen. Es ist von den vielen (politischen) Ideologien die Rede, die mit etwas mehr Rationalitätsanspruch (auch wenn dieser völlig verquer läuft) nichts anderes tun wie ihre Vorgänger. Sie „heiligen“ das säkular Gewordene, bringen Propheten und Verkünder hervor und verlangen Gehorsam. Ideologisch-politische Fremdbestimmung tritt an die Stelle der religiösen. Und auch ihr geht es um das Ganze, meist einschließlich der Zukunft, um Einheit, die meist den Widerspruch, die Opposition auszuschließen versucht.

Weil aber angesichts einer „um sich greifenden“ Wissenschaft es nicht mehr ganz so leicht ist, wie in früheren Zeiten zu „zaubern“, werden Letztere gern herangezogen, in den Dienst genommen; heraus kommen dann die so genannten „wissenschaftlichen Weltanschauungen“, in denen nun auch die einzelnen Wissenschaften je nach Opportunität ihren Platz bekommen. Neue „Funktionsklassen“ entstehen, und wenn sich eine Partei „Avantgarde des Proletariats“ nennt, kann der Fremdbestimmung wollende Machtanspruch kaum verborgen werden. Faschismus und Stalinismus sind die grausamen Endresultate dieser neu aufgerichteten „säkularen“ Arbeitsteilung, in der wiederum einige – für das Allgemeine, Ganze sich für zuständig haltende oder zu solchen gemachte – für die anderen denken, nun aber auch politisch handeln. Die mit der Reformation in die Welt getretene Aufhebung scheint endgültig wieder zurückgenommen worden zu sein. (Das „Volk“ muss dementsprechend dumm gehalten werden. Dafür sorgt ein Großteil der Medien – Nachfolge der alten religiösen Rituale – sowie ein Populismus, der die unaufgeklärten Gefühle der Menschen zum kollektiv allgemeinen, wesentlichen Ganzen macht.)

Das Bürgertum, die zweite hier genannte Instanz, die für die Veränderung der alten arbeitsteiligen Zustände sorgte, konnte trotz ihrer „Aufgeklärtheit“, ihrer Leistung in Wissenschaft, Wirtschaft und Technik die obgenannten Entwicklungen nicht verhindern und so bleibt zu fragen: Warum? Schließlich verdanken wir seiner Kraft nicht nur das ungeheure Anwachsen von gesellschaftlichem Reichtum, sondern auch Menschenrechte und Demokratieentwicklungen. Was also mag der Grund für all die Rückfälle sein, die immer wieder in umfassende Katastrophen geführt haben und jeden Humanismus verzweifeln ließen? Man mag hier Gründe im Wirtschaftssystem sehen, das aus sich heraus immer wieder zur Krisenproduktion neigt und diese auf Kriegswegen zu lösen versucht, man kann die feindliche Konkurrenz der Nationen ins Treffen führen, für unsere Zusammenhänge tritt anderes in den Vordergrund. Und zwar folgende Wesenszüge des „bürgerlichen Standes“, die auch für unsere Forderung nach einer neuen Wissenschaft bedacht werden müssen.

Zunächst ist dieser Stand ja *nicht* fürs Ganze zuständig. Er ist hierarchisch untergeordnet und teilt mit anderen Spezialistentum (Handwerk, Handel) eine diesbezügliche Produktivität. Gegenüber anderen zeichnet ihn aber vor allem eine besondere Produktivität aus: Er ist als Handwerker Umformer, Veränderer der Natur und existenziell von ihr weit unabhängiger als Bauernstand und Adel. Hegel nennt ihn daher den „formellen“ Stand, weil er sein Überleben seiner umformenden Leistung verdankt. Im Innersten ist daher mit dieser Art Spezialistentum vom Anfang an der Charakter von Produzenten und Veränderern verbunden; deshalb auch mehr Freiheit, weil unabhängiger von der Natur und bezogen auf eigene Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit. Die Naturwissenschaften entsprangen also nicht ohne Ursache dem Bürgertum, sie sind sowohl eine systematische Fortsetzung eines handwerklichen Spezialistentums, wie auch die Radikalisierung einer immer schon vorhandenen Subjekt-Objektspaltung, die früher eine solche zwischen (Werk)Meister und seinem Material war. Was aber kann es bedeuten, wenn ein derartiges Spezialistentum sich plötzlich für das Ganze, jedenfalls seine Macht zuständig fühlt?

Dem Bürgertum zugezählt wurden aber nicht bloß die Handwerker — die in „Gilden“ organisiert eher konservativ ausgerichtet an ihrem bisherigen Status festhalten wollten — sondern vor allem die Kaufleute und Händler. Sie hatten nie unter einem besonders guten Ruf zu leiden (Mercur war bekanntlich der Gott der Kaufleute *und* Diebe). Diese Tatsache verdanken sie nicht bloß der Übervorteilungsvermutung, die mit ihnen immer in Zusammenhang gebracht wurde, sondern auch ihrer „fahrenden Existenz“. Kaufleute „wechselten“ die jeweiligen Kulturen (und deren Einheit, Ganzheit und Ansprüchlichkeit), sie sahen andere „Einheiten“, konnten vergleichen und damit relativieren. Das machte sie zwar oft toleranter, in Kulturdogmatismen wird das aber eher als Verrat begriffen.

Mit dem Handel war allerdings von alters her bereits ein anderes Universalitätsprinzip verbunden, als das der Städte, Reiche und Religionen. Der Handel floriert, wenn es nicht allzu schwer ist, Grenzen zu überschreiten, wenn ihm

nicht schwer zu überwindende Hürden in den Weg gelegt werden. Sein Charakter ist auflösend, entgrenzend (auch staatlich verordneter Protektionismus ist da kein Widerspruch: Zwar geht es auch um die „Nation“, d. h. ein Relikt vergangener „Ganzheiten“, deren Wirtschaft geschützt werden soll. Sobald sich diese aber ausreichend konkurrenzfähig fühlt, wird sie den eigenen Staat als Fessel empfinden). Es treten also nicht nur Handwerksspezialisten in die Geschichte ein, sondern eine besondere Art von Universalisten, für die die Wegweiser vom Anfang an lauten: Internationalisierung, Welthandel, Weltgesellschaft, Globalisierung. Für Letztere bedurfte es allerdings der technisch-kommunikativen Voraussetzungen, die erst spät zur Verfügung standen.

Es wird und wurde dabei mit dem Handel auch immer die Idee des Friedens verbunden (z. B. auch von I. Kant), weil Kriege dort sinnlos werden, wo freier Warenverkehr und Gütertausch das Wesentliche sind. Im Grunde hatte aber das Bürgertum mit dem Kapitalismus *sein* Universalitätsprinzip gefunden und für dieses den historischen Beweis erbracht; er ist allein „übriggeblieben“.

Die Weltgesellschaft formiert sich in seinen Normen, unterstützt von allen bereits der Vergangenheit angehörenden Nationen und Staaten, sowie einer Technologie, die ihm völlig neue Kommunikationsformen erlaubt. Die neue Religion heißt Wirtschaft — in den USA seit jeher in enger Verbindung —, an die Stelle Gottes ist das Geld getreten, das wie bekannt die Welt regiert, an die Stelle der Priester Analysten, Finanzmanager, Börsianer. Die alte Arbeitsteilung ist auf eine neue Weise wieder auferstanden. Das Ganze, Eine, Universelle, das Letztorientierende, was unsere Weltgesellschaft betrifft, repräsentiert das Wirtschaftssystem, die Spezialisten arbeiten ihm zu. In ihm wird auch vorentschieden, was Nutzen hat, was brauchbar ist, d. h., was potentielle Käufer anspricht. Die „produktiven“ Seiten der Arbeitsteilung, übergeführt und systematisiert in Naturwissenschaft und Technik, werden spezialistisch weiterentwickelt und ausdifferenziert und führen einige Zeit noch ein Leben neben der Wirtschaft. Sobald Letztere allerdings ihre Verwertbarkeit erkannt hatte, nahm

sie sich ihrer in besonderer Weise an; vor allem in Bezug auf finanzielle Förderung.

Die Universalisierung, die Herstellung der neuen Einheit und Ganzheit ist dort erreicht, wo Unternehmungen der Wirtschaft selbst den Großteil des Spezialistentums in sich übernehmen und potente Bereiche für Forschung und Entwicklung aufbauen. Im Sinne „nationaler Kulturnostalgie“ lässt man eine Zeit lang noch andere Spezialisten „werken“; diese geraten aber immer mehr unter Rechtfertigungsdruck, kompensieren diesen einerseits im Sinne einer Anpassung an die Leitwissenschaften (Physik, Chemie), andererseits in einer solchen an gesellschaftliche Ideologien und deren diversen Einforderungen.

Die heute oft thematisierte Krise der Kultur-, Geistes- und Gesellschaftswissenschaften hängt mit dieser Entwicklung und einer inneren Aporie zusammen, die sie von Anfang an „auszeichnet“. Denn eigentlich sollten sie die Orientierungsfunktion der Religionen „aufgeklärt“ fortsetzen, d. h. für ein „Ganzes“, einen Gesamt- und Sinnzusammenhang verantwortlich sein (etwa im „Humanismus“ durchaus noch angestrebt). Das fortschreitende Spezialistentum („die Arbeitsteilung im Geiste“) hat sie aber unfähig gemacht, diese Rolle zu übernehmen. Wenn nicht ideologisch wirksam gemacht, endet sie „in geschützter Werkstatt“, wo sie nur mehr einer „Selbstorientierung“ dient.

Auf der anderen Seite ist längst bekannt, dass wirtschaftlicher, technologischer Universalismus nur ein einseitig modelliertes Ganzes vertreten kann; man kennt auch die Gefahren, die in Verabsolutierungen von Reduktionssystemen liegen. Die klassischen Universalssysteme hatten ihre Transzendenz jedenfalls zum Teil noch *außer* sich. Das kann man so interpretieren, dass sie sich ihrer „U.S.P.“ doch nicht so ganz sicher waren. Ein derart transzendenter Gottesbegriff relativiert alles Diesseitige; jedenfalls bleibt eine Differenz. Eine solche finden wir zwar heute auch in wissenschaftlichen Kritiken und Analysen, in theologischen und religiösen Erinnerungen, neuerdings in überall aufbrechenden Ethikdiskur-

sen; noch aber hat man nicht den Eindruck, dass von hier aus Wirksamkeit ausgeht.

Früher hatten die behaupteten Ganzheiten und Einheiten auch real vieles außer sich: andere Reiche, Religionen etc. Auch wenn sie sich selbst zur universellen Wahrheit erklärten, ganz verborgen konnten ihnen diese Tatsachen nicht bleiben; abgesehen davon, dass es Eroberungen, Vernichtungen usw. gab. Die kapitalistische Weltwirtschaft scheint tatsächlich nichts mehr außer sich zu haben. Der Raum ist erobert. Das verführt; man könnte zur Ansicht kommen, dass tatsächlich nur dieser Universalismus real verwirklicht wurde und Letztorientierung ist. Wahrscheinlich ist es auch so, dass man diesen Anspruch weder nostalgisch, noch sonst irgendwie, schon gar nicht durch spezialistische Wissenschaften relativieren können. Sich ihm zu stellen heißt daher auch, die vom Bürgertum gewählte Arbeitsteilung und ihre Art des Universalismus im Kern zu treffen und dies heißt sowohl eine neue Differenz (Systemtranszendenz) herzustellen, wie auch andere „Ganzheiten“, Einheiten und Sinnorientierungen in den Blick zu rücken.

Wie die Römer die Götter im Pantheon vereinigten, so wollte man wohl die Wissenschaften in der Universität zusammenbringen. (Der Name Universität besagt ja nichts anderes.) Dieses Programm ist aus mehreren Gründen gescheitert. Der erste liegt an der Institutionalisierung selbst. Die Arbeitsteilung zwischen Wissenden und Laien wird auf diese Weise auf Jahrhunderte festgelegt. Für Naturwissenschaft und Technik, sowie ihre Entwicklung kein Nachteil. Sie hatten damit einen gesicherten Ort. Auch geht es in ihnen ja zunächst um *Objekte* (Naturgegenstände), die man beherrschen wollte. Es störte diese „Gewaltenteilung“ auch jene Wissenschaften wenig, die an einer Fortsetzung ihrer bisherigen Macht interessiert waren. Dazu gehörten auch: Theologie und affirmative Philosophie, die sich etwas darauf zu gute hielten, Orientierungsleistung *für andere* zu erbringen; sie hatten zwar das Ganze, das System im Auge, waren aber von ihren Ausführungen und in ihren Entwicklungen in „Fächer“ letztlich

auch nur mehr sich selbst verständlich (man kann das Ganze nicht in Fächer stopfen wollen).

Also blieb der Weg der „Emanzipation“ der Einzelwissenschaften aus Theologie und Philosophie weitgehend nach dem Muster der Physik. Spezialistentum „im Geiste“ ist die Folge. Die Universität wird allmählich zu einem lockeren Verband nebeneinander stehender Einzeldisziplinen, die sich gegenseitig kaum mehr wahrnehmen. Für innere Einheit sorgten bestenfalls Selbstideologierungen. Schnell war das Defizit klar. Der religionsgestützte Universalismus fand in den Wissenschaften keine Nachfolge; wohl aber spürte man die Verantwortlichkeit. Also versuchten die jeweils angesehensten Wissenschaften sich zur Leitwissenschaft zu erheben und über sich selbst hinaus zu agieren. So entstand der bis heute wirksame „Physikalismus“, der „Biologismus“ und ähnliche „weltanschauliche“ Bewegungen, in denen einzelne Wissenschaften sich zu Welterklärern erhoben; ich habe sie an anderer Stelle im Begriff eines „partikularen Universalismus“ zusammengefasst. Auch hier muss festgestellt werden, dass Einheiten innerhalb der Universität unter Vormundschaft einer Leitwissenschaft eher dem alten hierarchischen Organisationsmuster entsprechen als der Idee einer Freiheit der Wissenschaften. Also sind auch mit der Zeit diese Einheiten zerfallen, was aber nach unserem Dafürhalten nicht heißt, dass sich nicht das von uns beschriebene naturwissenschaftliche Denkmuster durchgesetzt hat. Dieses und die Disziplinspezialisierung steht auch einem moderneren Versuch, universitäre Einheit neu zu beleben, entgegen: Der sogenannten problembezogenen Interdisziplinarität. Aber sollte sie sich doch noch einmal durchsetzen, jedenfalls einen anerkannten Ort bekommen, so wird auch sie nicht der Weisheit letzter Schluss sein. Denn sie hält ebenso noch strikte an der institutionalisierten Arbeitsteilung fest. Sie lässt sich im althierarchischen Schema kurz wie folgt zusammenfassen: Es gibt einen Teil der Menschheit, der dem anderen sagt, wer sie sind. Wissenschaft wird zur Instanz der Fremdbestimmung. Oder sie wird ignoriert. Deshalb hört man heute schon von einem neuen Begriff, jenem der „Transdisziplinarität“. Mit ihm sind wir wieder zu unserem eigentlichen Thema, dem der Interventionsforschung zurückgekehrt.

Warum dieser Umweg?

3. Es erschien mir notwendig, den Ansatz der Interventionsforschung in eine historische Szenerie zu stellen und ich hoffe dafür trotz aller Kürze Hinweise gegeben zu haben. Die Motivenlage zumindest sollte klar sein: Es geht um eine Wissenschaft, die sowohl imstande ist, Spezialistentum innerhalb der Wissenschaftsorganisation aufzuheben, bzw. anders zu nutzen, die ihr Untersuchungs- und Forschungsfeld als *aktive* Quelle der Wissensgenerierung mit einbezieht, die schließlich sich dem Thema „Ganzheit“, Gesamtzusammenhang auf neue Weise annimmt.

Die Aufhebung des Spezialistentums macht Spezialisierung nicht obsolet. Sie holt sie nur aus ihrem selbstgewählten disziplinären Gefängnis heraus und eröffnet ihr neue Kommunikationszusammenhänge. Sie bringt sie sowohl mit anderen Spezialisten, wie auch mit dem jeweiligen Forschungsbereich in Kontakt und ins Gespräch. Dies aber nicht, wie oft geschehen, in beiläufiger, zufälliger Weise. Die Kommunikation muss innerhalb eines Forschungsprozesses in verschiedenen Formen organisiert und institutionalisiert werden. Die bisherige geschichtliche Auseinanderentwicklung und Zersplitterung erschwert dieses Gespräch fundamental. Nicht allein durch die Tatsache verschiedener Sprachen, Terminologien, insbesondere in ihrem Verhältnis zur Alltagssprache, zur Disposition stehen vielmehr Positionen, Haltungen, Gewohnheiten. Diese sind oft weit widerstandsfähiger, wie Wissen, das sich eher noch argumentativ erweitern und korrigieren lässt. D. h. aber, dass diese Forschungsprozesse einer sensiblen Steuerung und Moderation bedürfen, die einen Blick für diese andere Ebene haben.

So verhalten sich beispielsweise die Forschungsfelder, also die „Laien“, der Wissenschaft gegenüber recht ambivalent, wechselnd zwischen Expertengläubigkeit und Widerstand gegen die Praxisferne der abstrakten wissenschaftlichen Theorien und Modelle. Beide Haltungen sind auf ihre Art berechtigt, nur muss ihr Stellenwert klar gemacht werden. Es ist notwendig, an diesen Einstellungen zu „arbeiten“, ihre jeweilige Bedeutung zu erfassen, ihre Gründe zu begreifen.

(Praxisferne z. B. bedeutet nicht bloß, was der Begriff nahe legt; sie drückt sehr oft auch die Begrenztheit der Spezialisierung aus, die nur Teile des jeweiligen Problems erfasst und damit einiges ausschließt, das sich aber *in der Praxis nicht* ausschließen lässt.)

Aber auch die Wissenschaftler gehen nicht so ganz unbefangen ins Gespräch. Sie haben einmal Angst, sich verständlich machen zu können; diese kann blockierend wirken und das Gegenteil mit sich bringen als das, was erwünscht ist: Man wird noch umständlicher und komplizierter. Gegenüber den anderen Spezialisten und „Kollegen“ gibt es sowohl Misstrauen und Konkurrenzgefühle als auch eine gleichsam naive Bereitschaft, einfach zu akkumulieren; man zähle einfach die Resultate zusammen, dann ergäbe sich daraus schon ein abgerundetes Gesamtergebnis.

Etwas, das meist alle zu Beginn erschüttert, ist das Gebot, die Resultathaftigkeit seines Spezialwissens aufzugeben, Wissen als *Angebot* zur Verfügung zu stellen, d. h. es als *Anfang* zu sehen, es relativieren zu lassen. Es ist nicht mehr per se brauchbar, weil nicht bloß die eigene Wissenschaft darüber entscheidet, sondern auch andere Wissenschaften, sowie und vor allem die Probleme und Themen des Forschungsfeldes selbst. Daher muss Letzteres in einem Wechselspiel zur Sprache kommen, sich selbst begreifen und erfassen lernen. Für „klassische“ Spezialisten eher ein „Horrorszenario“, weil nicht nur ihr abgesichertes Wissen in alle möglichen Richtungen hin aufgelöst wird, sondern weil sie sich einer völlig neuen Aufgabe gegenübersehen. Traditionell in der Rolle der Wissenden neigen sie zur Belehrung, hier geht es aber um die Förderung der „Selbstbelehrung“, also um „anamnestische Prozesse“, wie sie beispielhaft in Platons Dialog Menon dargestellt wurden. Wie schnell Belehrungen den Mut, selbst zu denken, wegschaffen, ist wohl allen Lehrpersonen bekannt. Weniger hingegen eine Problem- und Themenzentrierung, die „von außen“ kommt, die nach praktischen Lösungen und Entscheidungen verlangt. In der Wissenschaft selbst versucht man die Entscheidung an Methoden und einem „rationalen Diskurs“, aus dem die Ergebnisse gleichsam wie von selbst „herausfallen“, zu

delegieren; das geht nicht mehr, wenn das Forschungsfeld selbst als „aktive Quelle“ miteinbezogen wird. Ihr Interesse ist lösungsorientiert, d. h. unter anderem, dass der in der Wissenschaft prinzipiell auf Unendlichkeit ausgerichtete Forschungsprozess hier seine endlichen Grenzen erfährt. Entscheidungen *müssen* fallen, auch wenn noch nicht „alles“ erforscht und berücksichtigt ist.

Es ist also eine neue Balance zu finden zwischen theoretisch-wissenschaftlichem Sorgfältigkeitsgebot und dem meist auf schnelle Lösungen ausgerichteten Praxisfeld. Beide Seiten müssen in gewisser Weise enttäuscht werden; eine frühe Verständigung darüber empfiehlt sich. Wiederum ist das hier auftretende Paradoxon in Erinnerung zu bringen. Die „Systemfreiheit“ des Forschungsfeldes zu akzeptieren (d. h. nichts anderes, als ihre Probleme ernst zu nehmen), diszipliniert die „Freiheit“ der Wissenschaften auf eine ganz andere Weise, wie dies in ihren Disziplinen geschieht. Freilich wird diese andere Disziplinierung manchmal missverstanden und in Richtung Anpassung, ja Leichtsinn interpretiert (besonders im Bereich abhängiger Auftragsforschung zu finden). Der Gegensatz von Belehrung lautet hier aber nicht zu tun, was der Auftraggeber zunächst wünscht. Beide Seiten haben *ihre* „Systemfreiheit“ aneinander zu respektieren. Daraus ergeben sich Forschungsprozesse, in denen das Neuartige, das sich aus diesen Kommunikationen herstellt, erst allmählich greifbar wird. Ein entscheidungs- und handlungsrelevantes Resultat steht damit auch erst am Ende eines Prozesses fest und hat oft recht wenig zu tun mit den „Vorurteilen“, mit denen man in den Prozess eingetreten ist, ihn begonnen hat. Allerdings kann dabei ein Selbstaufklärungsgeschehen stattfinden, in dem alle Beteiligten lernen, oft Neues, Spannendes.

Zurück noch einmal zum Thema „Ganzheit“ usw. Hier sind einige Differenzierungen noch angebracht. Religiöse, kulturelle, ideologische Fremdbestimmungen haben uns skeptisch gemacht; auch der partikulare Universalismus einzelner Wissenschaften hat versagen müssen. Experten- und Spezialistentum haben ohnehin mit diesem Thema berechtigterweise nichts zu tun. Die Skepsis scheint also einen guten Grund zu haben.

In „rationaler“, zumindest begrifflicher Hinsicht waren früher Theologie und Philosophie für das jeweilige Ganze zuständig gewesen und tatsächlich wiesen die Systemphilosophien zwischen Leibniz und Hegel noch einen universalistischen Ausgriff aus, der später nie mehr erreicht wurde. Man sagt, dass dies daraus erklärbar sei, dass „damals“ das gesamte Wissen der Zeit noch einigermaßen überschaubar war, was sicher in gewisser Weise stimmt. Es gab aber zusätzlich noch das Interesse – Erbe der Aufklärung – den Anspruch früherer Universalismen auf rationale, nicht fremdbestimmende Form fortzusetzen. Die Schöpfung Gottes sollte durch die Vernunft nachvollzogen werden. Es kann doch nicht sein, dass es nur die Alternative zwischen einem fremdbestimmenden Universalismus oder gar keinem gibt. Sich auf „kleine“ Zusammenhänge zu beschränken war der Weg der Spezialisten; sollte man sich ihrer „Bescheidenheit“ anschließen?

Die Entwicklung der Philosophie in Fachdisziplinen scheint diesen Weg beschritten zu haben, wohl auch aus der Resignation heraus, die Fülle der wissenschaftlichen Ergebnisse nicht mehr übersehen zu können. Aber auch die „großen Systeme“ hatten einen Geburtsfehler. Sie *blieben* in der Philosophie und konnten sich kaum in ihre Gesellschaft „übersetzen“. Eher wurden sie ideologisch ausgebeutet und zu Gewährsleuten diverser Weltanschauung. (So ist m. E. bis heute weder Kant noch Hegel in die Wirklichkeit übersetzt worden, um die es ihnen gegangen ist.) Heute wird uns daher oft versichert, die Zeit der „großen Erzählungen“ ist vorbei, lasst uns das „Ganze“ (bei Kant übrigens noch eine an einen säkularisierten Gottesbegriff „angehängte“ regulative und konstitutive Idee je nach theoretischer oder praktischer Philosophie) einfach vergessen. Betrachtet man seine geschichtlichen Ausprägungen und Erscheinungsformen, kann man diesem Ratschlag durchaus etwas abgewinnen; er bedeutet einfach ein Mehr an Freiheit, ein Zurückweisen fremdbestimmter Identitäten; insofern werden wahrscheinlich auch universelle bloß in der Philosophie „gedachte“ Systeme der Vergangenheit angehören. Könnte es nicht aber dennoch Alternativen geben?

Vorerst muss einmal dazu bemerkt werden, dass es ja einen bereits beschriebenen *realen* Universalismus gibt. Die Globalisierung, wie immer man sie auch als fortgeschritten oder der Theorie noch nachhinkend bezeichnet, offenbart einen ökonomischen und technologischen Universalismus, der vielfach nicht weniger fremdbestimmend wirksam ist, wie alle Religionen und Ideologien früher. Wenn er „funktioniert“ – und das ist sein Unterschied zu frühen „Einheitsgestalten“, kann er recht großzügig erscheinen, d. h. in gewissen Bezirken ein Mehr an Freiheit zulassen. Es zeichnet ihn auch eine gewisse Offenheit und Lernfähigkeit aus. Er kann aber auch, wo er weniger gut funktioniert, bzw. verliert, unerbittlich reagieren und hier gerade jene Bereiche treffen, die in seiner Einseitigkeit nicht unterzubringen sind. Hier wird auch dieser reale Universalismus dogmatisch und gefährlich (siehe z. B. die weitverbreiteten Theorien über die Regelungskraft des Marktes). Wenn es also ohnehin einen Universalismus gibt, einen mächtigen zumal, könnte es vielleicht ein Ablenkungsmanöver sein, uns von anderen Universalismen, den großen Erzählungen, abzuraten. Oder mit ihm in Konkurrenz zu treten („du sollst keine anderen Götter haben neben mir“). All dem gegenüber ist zu beobachten, dass der Wunsch nach einem „umfassenderen“ Universalismus unausrottbar erscheint. Den Ursachen müssen wir nun nachgehen, vielleicht lässt sich in ihnen ein neues, anderes Ganzes in den Blick rücken.

Auffallend ist jedenfalls, dass der Wunsch im „Kleinen“, wie im Großen auftritt. Auf gewisse Weise erstellt sich jedes Individuum sein Weltbild, mögen die zur Verfügung stehenden Bestandteile noch so dürftig sein. Für Orientierung, Sinngebung brauchen wir alle Zusammenhänge, Aufeinanderbezogenheiten, in die wir auch unsere Handlungen und Entscheidungen einpassen können. Niemand scheint bloß „bruchstückhaft“ leben zu können, auch wenn die vorhandenen Bruchstücke immer wieder zu neuen „Identitäten“ zusammengesetzt werden müssen. Und so geht es weiter; ähnlich verfahren Vereine, soziale Gruppen, Nationalstaaten und schließlich können auch die Menschenrechte und die Künig'sche Idee eines „Weltethos“ hiezu gezählt werden. Hartnäckig werden hier auf allen Ebenen universalistische Identitätsbildungen verfolgt, auch wenn man

weiß, dass sie zum Teil eher einem Wunsch, als einer Realität entsprechen. Geht es um das spezielle Thema der Ganzheit, hat auch die Wissenschaft in verschiedenen Seitenzweigen diese Thematik in den Vordergrund gestellt („das Ganze ist mehr als seine Teile“, maßgebend z. B. für Gestaltpsychologie, und jedenfalls für die vielen Arten von Systemtheorien). Wir scheinen also ohne diese Ideen von Ganzheit, Identität und Zusammenhang schlicht nicht auszukommen; sogar in den Wissenschaften hat sie Einzug gehalten. Die hier beschriebenen Universalismen unterscheiden sich von den vorhin erwähnten durch eine von vornherein eingestandene, zugegebene Partikularität. Somit ist ein weiteres Paradoxon festzuhalten: Real ist Universalismus immer nur partikular, nie universell, so wie in fremdbestimmenden Ideologien versichert.

Philosophisch betrachtet kann es einen „universellen“ Universalismus nur als negativen Begriff geben. Schon aus ganz naheliegenden Gründen kann es keine Weltanschauung, kein System geben, das alles überhaupt in sich fassen kann. Dieses gäbe es nur, wenn sich nichts mehr entwickelte, es keine Zukunft mehr gäbe, keine Veränderung möglich wäre. Solche allumfassenden Systemangebote wurden daher vor allem von jenen Gesellschaften entwickelt und angeboten, die für ihre eigene Stabilität und Dauerhaftigkeit Vorsorge treffen wollten.

Der „subtilere“ philosophische Grund der Unmöglichkeit besteht aber darin, dass die „Konstrukteure“ (d. h. die Freiheit selbst) des Systems immer auch außerhalb sind, durch es nicht fassbar. (Systemtranszendenz ist prinzipiell unaufhebbar, sie kann nur ideologisch bedeutungslos gemacht werden.) Ist es also sinnlos, einen umfassenden Universalismus anzustreben? Soll man sich mit den partikularen zufrieden geben? Die Alternative führt in Aporien. Es muss nämlich an *beiden* festgehalten werden, allerdings zeigen sie einen unterschiedlichen Charakter. Auf der einen Seite haben wir „reale“ Ganzheiten, beziehbar auf die verschiedenen genannten Ebenen, auf der anderen eine „Idee“, die uns immer wieder dazu veranlasst, neue Ganzheiten, Zusammenhänge ja Vollkommenheiten ins Auge zu fassen. In der Idee steckt ein Auftrag; der eine ist es, die jeweiligen *Grenzen* des bestimmten Universalismus sich bewusst zu

machen, der andere, ihn angesichts dieser immer wieder herzustellen. Damit erweist sich das Ganze, die Ganzheit als notwendiger dialektischer Grenzbegriff. (In der landläufigen Systemtheorie scheint diese Dialektik sehr oft dualistisch abgespannt, immer wieder muss man den Eindruck gewinnen, dass einerseits von „realen“ Systemen und Subsystemen gesprochen wird, Leitdifferenzen, autopoietische Geschlossenheiten festgestellt werden, andererseits ebenso immer wieder zu lesen ist, dass es sich hierbei um Konstruktionen vom Beobachter handelt.) Aber egal, ob es sich um Systemtheorie oder andere Wissenschaftszweige handelt, das Ganze spielt überall dort eine Rolle, wo man im Zusammenhang mit dem Leben und den Menschen die Grenzen naturwissenschaftlicher Methodik, vor allem der Analyse, der Elementarisierung und der linearen Kausalität zur Sprache bringen wollte. Man braucht sozusagen ein neues Apriori, das übrigens auch von den Naturwissenschaften stillschweigend vorausgesetzt wird. Dieser jeweilige Ganzheitsbegriff stellt sich aber überall als Grenzbegriff heraus und ist fassbar und unfassbar zugleich; insofern kann er nicht in unsere klassische wissenschaftliche Tradition passen. Er sollte aber auch nicht bloß wissenschaftlicher Grenzbegriff bleiben. Die Behauptung ist, dass Interventionsforschung einen praktischen Umgang mit ihm ermöglicht. Anders formuliert: Sie eröffnet Wege, die jeweils sinnvollen und notwendigen Ganzheiten (Identitäten) herzustellen und zugleich ihre Partikularität, die in ihrer Bestimmtheit (Entschiedenheit) liegt, zu wissen (selbstaufgeklärter Universalismus). Dieses Wissen macht übrigens Identitäten kommunikationsfähig.

4. Zusammenhänge, gar erst Weltbilder, sind nicht einfach „von Natur aus“ da. Sie entsprechen zwar einem Bedürfnis des Menschen im „Chaos des Seienden“, Ordnung zu stiften, Erklärungen für offene Fragen zu finden, zum Bedürfnis kommen aber Denk- und Kulturleistungen dazu. Sie entstammen daher immer aus einer alle bestehende Wirklichkeit überschreitenden Differenz; sie sind „Produkt“ individueller und kollektiver „Selbsttranszendenz“, damit Ausdruck dessen, was der Mensch ist, ein Differenzwesen, das die Fähigkeit hat, sich selbst gegenüberzustehen. Man kann diese Differenz auch als die Freiheitsdiffe-

renz bezeichnen, die ihn als offenes Wesen mit unbestimmter Zukunft „auszeichnet“.

Die Unbestimmtheit sowohl der Freiheit wie auch der Zukunft war immer schon Ausgangspunkt ambivalenter Reaktionen. Die einen feierten diese als „Ort der unbegrenzten Möglichkeiten“ (Gottähnlichkeit), die anderen als jenen von Mangel (Vertreibung aus dem Paradies), Sünde, Maßlosigkeit, Hybris. Das Problem dabei war und ist, dass die Alternative unentschieden bleiben muss, also beide Seiten Recht haben. Die Unentscheidbarkeit liegt eben genau in der Unbestimmbarkeit der Differenz, die nie endgültig „geheilt“ werden kann (es gibt kein Zurück zum Paradies, zur Natur etc.). Sie bedarf aber immer wieder neuer Selbstausslegungen; sie muss sich historisch bestimmen und als Bestimmte fassen. Dies geschieht im Überlebenskampf und im alltäglichen Handeln, im Entscheiden als konkretem Ort der Freiheit. Es reicht aber diese Differenzbewältigung offensichtlich nicht aus. Sie gibt keine ausreichende Antwort auf Kontinuität und Sinn. Die Sinngebung erfolgt in einem „reflexiven Überbau“. Wie schon jedes Individuum diesen für die innere Verbindung seiner einzelnen Handlungen, Entscheidungen, Erfahrungen, Zugehörigkeiten braucht, so braucht diesen erst recht eine Gesellschaft, einerseits, um nicht in Bruchstücken auseinander zu fallen (als Kooperation zu überleben), andererseits zur Rechtfertigung und Sinngebung ihres historischen Entwurfes der Differenzbewältigung. Weil aber die prinzipielle Unbestimmtheit auch dadurch nicht aufgehoben werden kann, sie als Unsicherheitsgrund allen Sinn begleitet (Zweifel nicht ausschließen kann), war man immer auch bestrebt, den „reflexiven Überbau“ als geltende Wahrheit abzusichern; ihm Dauerhaftigkeit zu geben. Wir kennen bereits die diesbezüglichen Versuche. Die Selbsttranszendenz wurde „nach außen“ verlegt zu einer „absoluten“ Transzendenz, ihr wurde damit das „Selbstbewusstsein“ untersagt.

Transzendentes war Ursache und Grund (die Götter, Gott) und damit die Sinngebung unerschütterbar. Zu ihrer Aufrechterhaltung, Dauerhaftigkeit und Traditionsbildung wurden (arbeitsteilig) Institutionen eingerichtet und dafür

autorisiert. Selbsttranszendenz war daher lange Zeit in einer „Fremdtranszendenz“ aufgehoben; individuelle und kollektive „Freiheit“ nach außen verlagert. Es war aus vielen Gründen zu riskant, sich klar zu machen, dass Religionen, Mythen, Weltbilder ihren Ursprung im *Faktum* der Selbsttranszendenz der Menschen haben. Die Unsicherheiten und die damit verbundenen Ängste hätten sich mit aller Gewalt wieder eingestellt, weil das, was sie hätten aufheben, bewältigen sollen, gerade an ihm selbst besonders klar geworden wäre; dass nämlich alle „Wahrheiten“ die Unbestimmtheit *nicht* bewältigen können, daher endlich sind. Die verschiedenen Aufklärungen in unserer Geschichte nährten sich aber immer an Letzterer und sie begannen meist mit Zweifel und Widerspruch. Auch diese mussten sich lange Zeit aus transzendenter Ursache begründen; für sich allein waren sie zu schwach oder wurden eliminiert.

Auch unsere neuzeitlichen (Natur)-Wissenschaften begannen noch mit dieser nach außen gesetzten Selbsttranszendenz. Ihr „Außenhalt“ sollte die Natur selbst sein, die ihre eigenen Gesetze den erkennenden Menschen preisgibt. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sich die Einsicht verbreitete, dass ein — ohnehin unbestimmter — Naturbegriff eine ganz bestimmte menschliche Zurichtung erfuhr, um wissenschaftlich erfassbar zu werden. Und diese bestand eben in einer radikalen Gegenüberstellung zwischen Mensch und Natur, auf anderer Ebene zwischen Subjekt und Objekt. Diese wiederum stellt eine umfassende Kollektiventscheidung der Menschen dar, eine neue Differenzbewältigung in Angriff zu nehmen. Diese hat die alten, fremdbestimmenden verdrängt, indem sie die „Freiheitskraft“ auf die Natur und ihre Vergegenständlichung richtete, nur *einen* bestimmten Gebrauch von der Selbsttranszendenz gemacht hat, während die anderen vernachlässigt geblieben sind. Diesem verdanken wir die Dominanz von Technik und Ökonomie, die schließlich auch dazu führt, uns selbst hauptsächlich technisch und ökonomisch zu sehen, zu behandeln und zu gebrauchen. Die getroffene Vorentscheidung, die moderne Wissenschaften begründete, wirkt dogmatisch auf uns selbst zurück.

Dies gelingt ihr auch dadurch, dass sie, man möchte fast sagen, in raffinierter Form die Schwächen der alten Dogmatiken in sich bewältigt zu haben scheint. Sie ist nicht mehr nur Privilegierten, Eingeweihten zugänglich; jeder kann sie studieren. Sie ist allen offen und nachvollziehbar, die nur den rechten Gebrauch von ihrer Vernunft machen; sie setzt plausible Zusammenhänge, die sie noch dazu kausal als notwendig nachweisen kann; und sie trägt auch dem Freiheitsargument Rechnung, indem sie im Forschungsprozess Entwicklung und Fortschritt zulässt, ja sie fordert (damit zwar die Endlichkeit ihrer Wahrheit zugibt, dennoch aber behauptet, das es jeweils die einzige ist). Was aber ist *neben* dieser dominanten Wissenschaft, der Technik und Ökonomie? Zumal nach dem Abdanken der Ideologie und der „großen Erzählungen“? Nach wie vor, so kann behauptet werden, eine unaufgeklärte Selbsttranszendenz. Historische Restbestände mischen sich mit sektenhafter neuer Spiritualität, neue Radikalismen und Fundamentalismen springen in die Bresche, Privatideologien finden sich in Vereinen, ein Bildungswesen tumpelt dahin, ohne mehr zu wissen, was Bildung sein soll, Geistes-, Sozial- und Gesellschaftswissenschaften analysieren und kritisieren weiter meist unbeachtet von den Adressaten, die von ihnen gemeint werden, Unternehmenskulturen werden heftig entdeckt und aufgesucht, um den funktionalen Reduktionismus zu beschönigen und der „mächtigste Mann der Welt“, vom mächtigsten Volk der Erde, verkündet im Namen Gottes Freiheit für die ganze Welt. Fazit: Eine in der beschriebenen Dominanz amputierte Selbsttranszendenz ist rückfällig, zufällig, willkürlich privatistisch.

Man mag mir für die bescheidenen Versuche, die mit Interventionsforschung angegangen werden, diesen Ausgriff in die „Großwetterlage“ verzeihen. Sie sind wohl auch grob, „holzschnittartig“ ausgeführt und brauchen um Kritik nicht besorgt sein. Ich glaube aber in der Tat, dass wir uns in historischer „Weichenstellung“ befinden. Und der Zeitpunkt scheint nicht ganz ungünstig. Erkennen wir doch immer deutlicher, was es heißt, in den bisherigen Dominanzen weiterzufahren. Mit den bisher entwickelten Wissenschaftsformen, -methoden und Organisationsformen werden wir hier aber nicht weiterkommen; mit ihnen produzieren wir „Mehr-Desgleichen“ oder bleiben unwirksam. Auch

die Spannbreite zwischen Fundamentalismen und individualistisch-pluralistischem Wirrwarr wird uns nicht weiterhelfen. Deshalb der Versuch für eine andere, neue Wissenschaft zu plädieren, hier unter dem Titel Interventionsforschung, im Duktus der Argumentation dieses Punktes: Es geht um eine kollektiv aufgeklärte, sich selbst aufklärende Selbsttranszendenz ohne Unsicherheiten wegerklärende „Außenhalte“.

5. Es handelt sich also um einen erweiterten Wissenschaftsbegriff, in dem natürlich auch die bisherige Wissenschaft ihren nützlichen und ausgewiesenen Platz hat. Nur wird sie selbst zum Thema gemacht. Denn auch sie hat eine endliche Gestalt und in ihrer bisherigen Form auch *Grenzen*. Über diese Tatsachen hat sie uns, universalistisch auftretend, immer wieder hinwegtäuschen können. Einmal, indem sie sich selbst immer als Ort des Denkens und der Reflexion bezeichnete; über sich aber insgesamt und als Ganzes nachzudenken ist aber etwas anderes als fachimmanente Selbstreflexion. Hier ist Reflexionserweiterung angesagt. Zum anderen, indem sie mit gekonnter Schnelligkeit Probleme und Kritiken in sich aufnahm, „inhalierte“, nötigenfalls wieder im alten Schema neue Fächer schuf. Letzteres ist überhaupt der wirksamste Bluff. Er funktioniert nach der unbestreitbaren Selbstrechtfertigung: „Zeige mir ein Thema, einen Gegenstand, der nicht in irgendeiner Wissenschaft vorkommt, behandelt und bedacht wird“. Man wird kaum irgendetwas finden. Darum geht es aber auch gar nicht. Nicht das „Wo“ ist interessant, sondern das „Wie“. Und Letzteres hat in den „klassischen Wissenschaften“ Zugänge und Aspekte verwehrt, bzw. in den Hintergrund gedrängt, die durch ein anderes Wie nun Berücksichtigung finden sollten.
6. Im Folgenden soll versucht werden, jene Themen und Probleme zusammenzufassen, die für die Interventionsforschung zentral sind, in den klassischen Wissenschaften keine oder nur eine marginale Berücksichtigung finden können.

Eine Vorbemerkung sei noch gestattet: Im Weiteren werde ich mich ausschließlich auf Forschungsfelder beziehen, in denen Menschen wirksam sind, eine Rolle spielen, sowie auf soziale Konstellationen und Systeme. Die „übrige“ lebendige

Natur bleibt hier unberücksichtigt. Allerdings bin ich der Meinung, dass auch das Lebendige einer *neuen* Wissenschaft bedarf, wie sie in Ansätzen ja auch bereits vorhanden ist (v. Bertalanffy, Maturana, Varella etc.). Die „klassische“, analytische Wissenschaft kann das Lebendige als einen „in sich vermittelten Prozess“ (Hegel) nicht begreifen. Es ist Selbstzweck, ein „für-sich-Sein“, das „von außen“ nicht erfasst werden kann; „es gibt keinen Newton des Grashalms“ (I. Kant, Kritik der Vernunft). Außerdem: Ein „Ganzes“ ist jeweils „vor“ den Teilen Bedingung ihres Zusammenhalts, ihrer funktionierenden Aufeinanderbezüglichkeit, wie umgekehrt das Zusammenspiel der Teile das Überleben des Ganzen zum Zweck hat.

Die Schwierigkeiten, die sich für eine Wissenschaft vom Lebendigen ergeben, sehe ich in einem Kommunikationsproblem. Pflanzen und Tiere haben ihre eigene „Sprache“, die wir nur erahnen, nicht aber verstehen. So kann unsere bisherige Kommunikation durchaus als „asymmetrisch“ verstanden werden. Wir fragten sie nicht, wer sie sind, sondern in welcher Form sie für uns nützlich sein könnten. Dies bedeutet Unterwerfung; deren Formen sind Jagd, Züchtung, „Veredelung“, Domestizierung, Dressur, sie enden in der Gentechnologie und der „*Patentierung*“.

Nun sind wir zweifellos dazu gezwungen, diese „Techniken“ auszuüben, schließlich leben wir vom Tod und der Umformung anderen Lebens. Es kann uns aber auch nicht verborgen bleiben, dass wir auch noch ein anderes Verhältnis zur lebendigen Natur haben und brauchen. Im Lebendigen fühlen wir uns „verwandt“; und Verwandte sind nie bloße Objekte unserer Willkür. Ebenso bemerken wir einen „ästhetischen Bezug“, der uns aus Beobachtung und Wahrnehmung von Naturphänomenen wächst. Auch das Umgekehrte, das Gewaltsame, uns Vernichtende können wir nicht so ohne weiteres verdrängen, auch wenn wir uns nicht mehr vor wilden Tieren so fürchten müssen, wie unsere Ahnen, aber es gibt schließlich auch Bakterien und Viren, die sich listig und durch rasche Mutationen unseren Unterwerfungs- und Bekämpfungsversuchen immer wieder entziehen, resistent werden.

Dieser Gesamtkomplex einer Beziehung unsererseits zum Lebendigen kommt in den klassischen Wissenschaften nicht vor und hat dort auch keinen Platz. Deshalb wird er meist außerhalb der Wissenschaften diskutiert und vor allem agiert. Hier reproduziert sich dann das ständige Missverständnis zwischen Experten (Wissenschaftler) und solchen, die von ihnen als ahnungslose Schwärmer und „Naturfreaks“ bezeichnet und zur Sachlichkeit gemahnt werden. Die erste Kommunikationsschwierigkeit wiederholt sich hier; man spricht verschiedene Sprachen. Zu vermuten ist aber, dass das Maß unseres Umganges mit Lebendigem aus der dominanten Wissenschaft zu bekommen ist. Ebenso ist es unwahrscheinlich, dass die Natur- und Umweltschützer die Experten mit ihren eigenen Waffen, sprich ihrer eigenen Wissenschaft, schlagen können. Es geht nämlich nicht bloß um Erkennen, sondern um das was wir wollen; um aber das fassbarer zu bekommen, müssen Kommunikationen anderer Qualität organisiert werden. Damit zurück zu unserer selbstgewählten Einschränkung.

7. Im Sinne der „anderen Wissenschaft“ hat die Interventionsforschung zwei Voraussetzungen unabdingbar gelten zu lassen: Ihr „Gegenstand“ ist lebendig und frei. Über Lebendiges überhaupt ist im vorhergehenden Punkt bereits einiges zusammengefasst worden. Dem was Freiheit (individuell und kollektiv) bedeutet, ist nun aber darüber hinaus nachzugehen. Freiheit heißt nämlich nicht bloß aus sich heraus etwas wollen zu können, sie ist die zugestandene Möglichkeit, immer wieder bei sich selbst und aus sich selbst heraus „anzufangen“. Sie ist damit eine Bezeichnung für die Selbstdifferenz, die wir alle als Menschen sind. In der ontischen Bezugskette einer Kausalität des Seienden in den Naturwissenschaften ist sie ortlos; sie müssen deterministisch sein. Ansonsten funktionieren Verobjektivierungen nicht. Sobald aber eine Wissenschaft versuchen will, an seinem „Objekt“ dessen Freiheit zu respektieren, kommt sie in eine völlig andere Situation. Sie kann dem „Objekt“ nicht mehr „von außen“ vorsagen, was es ist und von ihm fordern, dass es akzeptiert, was die Wissenschaft über es befindet. Ihr „Objekt“ ist daher – und das klingt so formuliert natürlich paradox – Freiheit und Selbstbezüglichkeit.

Da aber Freiheit in ihrer notwendigen Unbestimmtheit niemals zum Objekt gemacht werden kann, sie selbst kommt nämlich im Seienden nicht vor, ändert sich die Intention der Wissenschaft: Ihre Aufgabe ist es nun, im Forschungsprozess erstens zu beobachten, bzw. beobachtbar zu machen, in welcher Form Individuen und Kollektive (Systeme) von ihrer Freiheit, Selbstbezüglichkeit Gebrauch machen, zweitens, wo sie und aus welchen Gründen sie davon nicht Gebrauch machen, schließlich, was sie hindert, das Wirklichkeit werden zu lassen, was sie eigentlich wollen. Wir sehen, in einer gemeinsamen Forschung werden verschiedene Differenzen aufgemacht und prozessiert; was hier die genuine Aufgabe von Wissenschaft sein kann, davon später.

Es wäre nun völlig daneben, diese philosophische Metareflexion als Anleitung für eine interventionale Forschungspraxis zu nehmen. Freiheit kann nicht direkt intendiert werden etwa in der Art, dass man ins Forschungsfeld geht und verkündet, man wolle jetzt Freiheit suchen gehen. Hier geht es uns um einen Versuch, diejenigen Bedingungen und Begriffe zu finden, die Basis unserer Forschung sind, gleichsam ihre Grundaxiomatik. In der Praxis läuft das Verfahren viel unspektakulärer und undramatischer ab; wenngleich mit dem gleichen Ziel: Dass nämlich die Freiheit nicht an Experten delegiert wird, sondern das jeweilige System sie selbst wahrnehmen und für sich zu verwenden lernt (Systemfreiheit).

Ein weiteres Paradoxon wird sichtbar; eine seltsame Widersprüchlichkeit zwischen Verweigerung und Zur-Verfügung-Stellung. Aus ihr wächst aber erst die Kraft für das Etablieren der notwendigen Selbstdifferenz. Verweigert wird Freiheitsdelegation und angetragene Expertenrolle; bzw. es wird eine andere Expertenform angeboten. Sie besteht im Wesentlichen in drei Qualitäten: Erstens im Angebot, die für die Selbstbezüglichkeit notwendigen Prozesse zu organisieren, zu strukturieren, zu begleiten; zweitens bei passender Gelegenheit (von besonderer Wichtigkeit ist das „Timing“, der Zeitfaktor), Erfahrungen (Fremdsichten) und Vergleiche von ähnlichen Zusammenhängen anzubieten, eventuell auch dabei zu helfen, durch Zusammenfassungen und Modelle Kom-

plexität zu reduzieren, bzw. damit Entscheidungen vorzubereiten, drittens „Hintergrundtheorien“ anzubieten, die den Zweck haben, ein gemeinsames Selbstverständnis zu fördern.

Theorienangebote haben hier eine besondere Stellung und kommen leicht in den Verdacht, durch die Hintertür wieder das alte wissenschaftliche Verfahren einzuführen (also Belehrung, Besserwissen, Überzeugung als Motiv zu haben); die „Laien“ davon in Kenntnis zu setzen, dass die Wissenschaften doch ihre privilegierte Stellung zu Recht haben. Aus diesem Grund haben Vorläufer der Interventionsforschung vielfach auf Theorie verzichtet. Zweifellos muss daher Theorie ihren Charakter ändern. Ich meine aber, dass sie aus zwei Gründen unverzichtbar ist, dann nämlich, wenn man sie unter einer anderen Perspektive versteht. Einmal stellt sie in Sprache und Begriff jenes All-Gemeine (immer daher auch Abstrakte) dar, indem sich die unterschiedlichsten Besonderheiten und Partikularitäten eines sozialen Zusammenhangs eben „gemeinsam“ wiederfinden können, zum anderen stellen sie eine notwendige Entscheidung für eine *Reduktion* dar, die Distanz ermöglicht, es gestattet, neu oder woanders wieder anzufangen, weiterzutun, ohne sich in den unendlich möglichen Bezügen zu verstricken.

8. Eine im Zeichen der Freiheit und Selbstbezüglichkeit sozialer Realität stehende Forschung kennt keinen sich gleich bleibenden „stabilen“ Forschungsgegenstand. Weder lässt sich aus ihr etwas idealtypisch isolieren (es lässt sich schon, nur tritt danach erst das eigentliche Problem auf; wie passt es in die Wirklichkeit, aus der es herausgelöst wurde, wie gewinnt es einen neuen sinnvollen Zusammenhang. Dieses Problem ist übrigens auch aus den modellhaft-konstruierten idealtypischen Lehr- und Lernsituationen bekannt. Meist bleibt das Transferthema unbewältigt), noch verhält sich das Forschungsfeld „ruhig“. Es ist in ständiger Bewegung, nicht nur, weil es für sich lebendig ist, dauernde Mehrfachbezüglichkeiten verarbeitet, wechselnden Einflüssen der Umwelten ausgesetzt ist, sondern weil die Forschung selbst ihr Feld ständig beeinflusst und verändert. Das tut zwar auch die klassische Forschung, ja es kann dies als

ihr eigentlicher Zweck angesprochen werden, sie macht es aber *ohne* ihren Gegenstand zu fragen, auch weil er gar nicht antworten kann.

Die Beeinflussung durch die Interventionsforschung ist aber eine andere. Sie verändert nicht direkt sondern indirekt. Sie bietet Verfahren an, indem das Material (die Interventionen inhaltlicher Art), das sie zur Verfügung stellt, zum Motiv, zum Bearbeitungsfaktor für die Systemfreiheit wird. Somit heißt indirekte Beeinflussung nichts anderes als freiheitsermöglichende Differenzsetzung. Damit wird allerdings ein Grundzug dieser anderen Wissenschaft deutlich, der gegenüber der klassischen einen Unterschied macht, der Letztere immer an ihrer Wissenschaftlichkeit hat zweifeln lassen. Er besteht ganz schlicht in der Tatsache, dass man nie wissen kann, was herauskommt. Voraussagen, bzw. Voraussagbarkeit, angestrebt von allen klassischen Wissenschaften und vielfach auch ihr ganzer Stolz, ist hier eben aus prinzipiellen und methodischen Gründen unmöglich. (Dies hat in der Praxis schwerwiegende Konsequenzen. Sehr oft wollen Auftraggeber genau wissen, *was* denn das vorgesehene Resultat einer Forschung sein wird, wenn sie es nicht bereits selbst im Auftrag verstecken oder ganz offen formulieren. Hier wird die Forschung als Instrument verstanden, was zwar durchaus verständlich, nicht aber Charakter der Interventionsforschung ist.)

Man darf aber diesen offensichtlichen „Nachteil“ nicht nur abstrakt aus der Freiheitsdifferenz verstehen; dass nämlich irgendwie irrational entschieden wird und deshalb Voraussagbarkeit grundsätzlich nicht möglich ist. Es ist viel mehr so, dass im Prozess selbst in der statthabenden Selbstreflexion neue Bezüge, Möglichkeiten auftauchen, sowie vorher anscheinend feststehende Optionen wieder verschwinden. Auch deshalb ist ganz konkret Prognostik sinnlos und unmöglich. Der „Forschungsgegenstand“ ändert sich aus sich selbst heraus, er wird nicht von außen verändert. Zu beobachten ist auch, dass der Forschungsprozess selbst so etwas wie eine „Selbstbefreiung“ des „Gegenstandes“ mit sich bringt; er löst sich aus eigenen Befangenheiten, Fixierungen, Vorurteilen etc. Dieser Akt ist aber ebenso wenig abstrakt. Selbstbefreiung löst Blockaden und

macht kreativ; oft treten ganz unerwartete neue Ideen und Überlegungen auf. Überhaupt soll nicht unterschätzt werden, was kollektiv wahrgenommene Systemfreiheit alles bewirkt; meist sind wir ja auf unsere individuelle Freiheit zurückverwiesen. Aus der Gruppendynamik wissen wir schon lange, wozu „reife“ Gruppen imstande sind.

9. Was eben so positiv dargestellt wurde, hat natürlich auch seine Kehrseite. Der Forschungsbereich ist eben auch kein abgegrenzter – wohldefinierbarer – Gegenstand, sondern ein „System“; u. zw. ein solches, das sowohl in sich interagiert, wie auch mit dem Forscher. Über das, was ein System ausmacht, gibt es viel an Literatur, die ich hier nicht wiedergeben möchte. Herausgreifend einige „Bestimmungsstücke“ fokussiere ich, was mir für die Interventionsforschung wichtig erscheint. System heißt für mich zunächst nichts anderes, als ein „in sich vermittelter“ Zusammenhang; ein mehr oder weniger dichtes aufeinander-Bezogenheit, ein Bedingungsgefüge, das die einzelnen Elemente trägt, erhält. Von der Sichtweise des Systems her heißt dies unter anderem, dass es von vornherein bereits schwierig ist, von Elementen zu sprechen. Die gibt es zwar, vom System her gesehen sind sie aber in ihrer „für-sich-seienden“ Individualität immer auch schon aufgelöst, bzw. erweitert. Hier liegt ja auch der prinzipielle Unterschied zur „klassischen“ Forschung, die elementarisierend vorgeht und nachträglich *aus* Elementen wieder versucht, Systeme zusammenzusetzen.

Das Umgekehrte gilt aber ebenso und das widerspricht m. E. rigiden systemtheoretischen Thesen. Der Systembegriff unterliegt nämlich m. E. derselben „Grenzdialektik“, die wir im Zusammenhang mit dem Ganzheitsbegriff überlegt haben. Die „Autopoiesis“, sowie die „Selbstreferentialität“ sind dann nur die eine Seite in der Charakteristik von Systemen. Oder, um es gleich dialektisch zu sagen, Systeme sind in sich geschlossen, Systeme sind *nicht* in sich geschlossen. Geschlossenheit ist notwendig aus sozialpsychologischen und funktionellen Gründen. Systeme benötigen sowohl eine gewisse personelle, wie „kulturelle“ Kontinuität. Ein ständiger Wechsel der Personen, ein dauerndes Bewältigen-Müssen von Fremdheit wären Überforderungen. So ist als Konsequenz zu be-

merken, dass vor allem soziale Systeme, denen es „gut“ geht, die erfolgreich sind, zu einem sich-selbst-Abschließen neigen, ihre Grenzen eher zu betonen und dicht zu machen („Erfolg macht lernresistent“).

Auch Aufgaben, Ziel und Zwecksetzungen bedingen funktionelle Geschlossenheiten; ein Autoproduzent kann nicht plötzlich Konditorwaren produzieren, nur weil bekannt ist, dass der Vorstand Süßigkeiten liebt. Hinzu kommt der Menschen Neigung zu Routine und Bequemlichkeit, die veränderungsresistent wirkt. Gut ausgeschilderte Grenzen versprechen weiters Sicherheit, Stabilität, Orientierung. Schließlich fallen auch noch die Konsequenzen der neuzeitlichen Ausdifferenzierung unserer Gesellschaft ins Gewicht. Arbeitsteilung und Spezialisierung schaffen vielerlei Systeme, die ihre ihnen angemessene Entwicklung vollziehen. Diese besteht in der Hausbildung eigener funktionaler Logiken, Sprachen, Kulturen. Nicht immer ist gegenseitige Verständigung gewährleistet. Grenzen ergeben sich auch daher, weil man sich unterschiedlich entwickelt hat, auseinander, weniger, weil man Grenzen unbedingt will.

Systeme sind aber ebenso nicht geschlossen. Man bemerkt dieses Faktum dann sofort, wenn man ganz real versucht, Systemgrenzen zu verfolgen und zu beschreiben. Grenzziehungen, will man etwas Bestimmtes aussagen, gelingen nämlich nur im Überschreiten derselben. Man muss zunächst feststellen, was von ihnen aus- und abgegrenzt wird. D. h. aber, dass die Grenze selbst nur in einem *Verhältnis* von Innerhalb und Außerhalb klar zu machen ist. Um es dialektisch noch schärfer zu formulieren: Das „Jenseits“ der Grenze ist mitbestimmend für ihr „Diesseits“.

Neben diesen grundsätzlichen Überlegungen lassen sich aber noch ganz konkrete Beispiele anführen. So lässt sich zeigen, dass beispielsweise das Rechtssystem fast alle anderen gesellschaftlichen „Subsysteme“ durchdringt, wobei, was man an „freien Interpretationen“ von Gesetzen oder gar deren Beugungen sehen kann, dessen Produkte nicht immer gut zur Eigenlogik des Systems passen. Ebenso könnte man zeigen, dass derzeit ein bestimmtes ökonomisches

Paradigma sich aufmacht, den Marsch durch alle Einrichtungen unserer Gesellschaft anzutreten (was z. B. im Gesundheits- und Bildungssystem viele neue Probleme schafft). Man kann aber auch an der Mehrfachmitgliedschaft von Personen diese nicht-Geschlossenheit aufzeigen. Sie mögen „Element“ eines Systems, z. B. ihres Berufsfeldes sein, leben aber vielleicht auch noch in ihrer Familie, vielleicht auch in kirchlichem Engagement. Es kann doch nicht im Ernst behauptet werden, dass die Personen bei jeweiliger Grenzüberschreitung ihre jeweilige andere Zugehörigkeit (Teilidentität) beim Grenzposten abgeben. Das wäre zu viel an „Sofortanpassung“. Zwar sind Umstellungen geboten, sie können wohl aber nicht „totalitär“ verlangt werden. Im Gegenteil, man trägt oft die eine Welt in die andere und wir wissen, dass daraus zahlreiche Konflikte entstehen können.

Ein weiteres Problem stellen die inneren Grenzen eines Systems dar. In jedem jedenfalls größeren System gibt es Subsysteme, funktionale und soziale. Deren Verhältnis zum Gesamtsystem kann ein höchst unterschiedliches sein, und es beeinflusst die jeweilige „Stellung“, die die Gesamtgrenze innehat. So weiß man etwa in Versicherungsunternehmen vom Dauerkonflikt Innendienst – Außendienst. Der Innendienst ist oft ohnehin der Meinung, dass der Außendienst eher die Kunden, als das Unternehmen vertritt, also längst jenseits der Grenze agiert. Ähnlich ist manchmal das Verhältnis von Kundenbetreuern und Analysten (früher Kreditüberwachung) in Banken. Ein besonders grendialektisches Phänomen ist im Politischen eine „ethnische Sammelpartei“, die viele sonst in der Gesellschaft vertretenen Subsysteme repräsentiert (ein Beispiel wäre etwa die SVP), und damit alle Systemunterschiede, die draußen sind, in ihrem Inneren hat. Sicherlich, man könnte sagen, *die* klare Grenze ist die Zugehörigkeit zu einer Ethnie, bzw. der Vertretungsauftrag derselben. Diese Grenze ist aber durchlässig, weil ins System noch weit mehr an Interessen aufgenommen werden muss. Nicht zuletzt muss festgestellt werden, dass jegliche Art der Kooperation, sowohl im Kleinen, wie auch im Großen immer Grenzüberschreitung bedeutet. Auch wenn wir erleben, dass uns die „Heimat-Ausgangssysteme“ nicht gerne weg, „frei“ lassen, nach außen ihre Grenzen betonen und wollen, dass dies auch

jeder Emissär so tut, wir wissen zugleich, dass geglückte Kooperation immer auch Grenzen auflöst. Wollte man z. B. auch die Politik als System verstehen und ihr Regelungsaufgaben für ein gesellschaftlich Ganzes zuweisen, so muss man eingestehen, dass dieses System hauptsächlich darin bestünde, Grenzdialektiken zu managen. Die Idee der gesamten repräsentativen Demokratie besteht darin, permanent Grenzen überschreiten zu müssen. Sie wäre unmöglich, wenn man davon ausgehen müsste, dass Systeme ihre Grenzen schließen (selbst "operativ" tun sie das nicht, weil das Funktionale, so gern man es wollte, sich vom übrigen nicht trennen lässt, siehe obige Beispiele).

Trotz dieser grenzdialektischen Problematik ist es für die Interventionsforschung neuerlich sinnvoll, davon auszugehen, dass ihr „Gegenstand“ Systemcharakter hat. Die Gründe dafür können leicht aufgezählt werden. Wie schon erwähnt, geht es immer um lebendige Zusammenhänge, die irgendwelche Ganzheiten beschreiben lassen. Diese Zusammenhänge sind in ständiger Bewegung, Kommunikationen, Interaktionen, Bindungen festerer und lockerer Art, Beziehungen, dichtere und weniger dichte Identifikationen, Rollen und Positionen usw. sind in diesem Forschungsfeld anzutreffen. Zwar finden sie in Elementen (Personen) ihren Ausdruck, ihr konkretes Dasein, ihren Begriff und ihre Sprache, all dies ist aber von dem umgebenden Zusammenhang nicht unabhängig. Das ergibt eine doppelte Lesart. Elemente sind für die Forschung ebenso wichtig wie das feine „Gespinnst“ zwischen ihnen. Forschung, die wie jede zunächst „von außen“ kommt, hat es leichter, wenn sie trennen kann; dann ist auch direkter Eingriff leichter möglich. Es werden Elemente von ihrer Umgebung isoliert und damit „schwach“; das Ganze funktioniert sozusagen nach dem alten Prinzip „divide et impera“. Ungleich schwerer hat es eine Interventionsforschung, die Element und Verbindung gleichzeitig berücksichtigen und dennoch auch eingreifend wirksam werden will. Und dies ohne zunächst zu wissen, mit welchem inhaltlichen Ziel. Würde sie nur *direkt* eingreifen, d. h. nach eigenem Gutdünken Elemente und Zusammenhänge umordnen und verändern (wie z. B. eine bestimmte Art von Organisationsberatung es tut), und sich dabei auf ihre

Expertise berufen, wäre sie nichts anderes als klassische (physikalische) Wissenschaft.

Wie also ist Wirksamkeit von außen möglich, ohne direkt einzugreifen, zumal ja ein solcher Eingriff erwünscht ist. Zunächst ist einmal, auch wenn vom System her Entgegenkommen signalisiert wird, mit Irritation zu rechnen. Diese ist umso diffuser, als man im Vergleich zu sonstiger Forschung sich einem aufwendigeren und komplexeren Erklärungsbedarf zu unterziehen hat. Es ist viel leichter, sich als Experte verständlich zu machen, der gut weiß, wo eventuell „der Hebel“ anzusetzen ist, als wie ein Forscher, der sich bereit erklärt, Prozesse mit ungewissem Ausgang zu initiieren. Hier hilft es manchmal in der Auftragserteilung, sich auf Rahmenbedingungen zu einigen, die grundsätzliche Irritation bleibt aber. Sie begründet sich wohl in der Ahnung, dass, wenn die Intervention systemisch, d. h. auf Zusammenhänge ausgerichtet ist und man selbst Teil solcher ist, man nicht „ungeschoren“ davonkommt. Und es ist es auch meistens, was wiederum einen Preis dieser Forschung deutlich macht:

Es klingt zunächst respektabel, wenn man wie wir im vorhergehenden Punkt die Freiheit derart in den Mittelpunkt rückt. Hier heißt es aber, dass man dazu aufgefordert wird, von ihr auch Gebrauch zu machen. Und das ist nicht immer angenehm, kann unerwartete Konsequenzen nach sich ziehen, setzt jedenfalls eigene Aktivitäten voraus. Es ist also gerade die nicht direkte Intervention, die irritiert und das zunächst auf recht ungreifbare Art. So manche Aufträge wurden daher in diesem Anfangsstadium zurückgenommen, anderweitig vergeben.

10. Hier wird ein „Faktor“ sichtbar, der in der klassischen Forschung so gut wie keinen Stellenwert hat, der des *Vertrauens*. Was immer auch man mit diesem Begriff verbinden will, dieses *Gefühl* nimmt einen hohen Stellenwert ein. Es lässt gleichsam einen Vorschuss auf nachträgliches Gelingen zur Geltung kommen. Damit wird aber auch deutlich: *Beziehungen* sind forschungskonstitutiv; können und dürfen nicht ausgeschlossen werden. Im Grunde spiegelt sich dabei aber nun forschungsmethodisch wieder, was auch Absicht und Vorgehen ist.

Die elementarisierende Forschung löst Beziehungen auf, und braucht daher selbst auch keine zu ihrem Gegenstand. Die Interventionsforschung will Beziehungen aufrecht erhalten, und muss sich deshalb auch auf solche einlassen (hier steht noch nicht zur Debatte, in welcher Weise und welche Probleme dies wiederum mit sich bringt). Im fortgeschrittenen Forschungsprozess selbst, in dem natürlich auch immer wieder diese Irritationen auftreten, kann man sie selbst leichter zum Thema machen, indem man sie in vorgesehenen Feedback-Schleifen bespricht. Meist lassen sie sich dann auch konkreter verstehen, bzw. in ihrem Sinn oder Irrtum aufklären. Das geht anfangs noch nicht. Daher gibt es hier, abgesehen vom genannten Vertrauen, eigentlich nur *einen* Königsweg für die Interventionsforschung: Sie muss zu erreichen versuchen, dass man sich auf einer reflexiven Metaebene auch in den Inhalten treffen kann. Praktisch heißt dies, dass man (fokussiert zunächst auf bestimmte Aufgaben- bzw. Problemstellungen) die Gesamtsituation und die Sichtweisen auf sie selbst zum Sprechen bringt. Das System erhebt sich zur „Selbstdifferenz“. Es bewegt sich nicht mehr bloß in seinen Elementen und Zusammenhängen, es lässt sich über sie befragen, denkt über sie nach und gibt seine Perspektive wieder.

Diese Art der Selbstforschung eröffnet eine erste Freiheitsdifferenz. Die hier permanent begleitende Schwierigkeit besteht darin, dass auf zwei Ebenen agiert wird; einmal im gängigen alltäglichen Zusammenhang, der ja nicht einfach unterbrochen werden kann, zum anderen auf einer Reflexionsebene, in der Aktion gestoppt ist. Nun heißt das aber noch lange nicht, dass wir den Schalter so einfach umstellen können, von einer Ebene zur anderen switchen. In die Reflexionsebene wird viel an vorherigem Erleben mit aufgenommen (Unbewältigtes, Unausgesprochenes, Verletzungen etc.) und dort auch agiert. Hier liegt aber auch genau die Chance der Intervention, wie auch die des Systems. Würde man sich durch Selbstreflexion sofort von allem Alltagsgeschehen freimachen, in „kalte“ Distanz versetzen können, wäre die Chance einer Veränderung in der Praxis gering. Wir wüssten nicht, wie wir die beiden getrennten Ebenen wieder zusammenbringen könnten. Es muss also die Reflexion, um Praxis bearbeitbar zu machen, einiges vom „prallen Leben“, trotz aller Dis-

tanz mitnehmen. Und hier heißt Intervention nicht bloß Stützung der Reflexion, sie bedeutet sich auch fragend, aufnehmend, diese „Bestände“ zu akzeptieren und sie mit in neue Verhältnisse zu setzen. Dies heißt auch, auf dieser Ebene immer wieder sich selbst in Beziehung zu setzen und zwar als ganze Person oder als Team, je nachdem.

11. Da es in der Interventionsforschung sowohl um – wie beschrieben – Systeme geht (die Dialektik zwischen offen und geschlossen selbst Basis der Forschung ist), wie auch um Forschungsprozesse und Letztere ergebniskonstitutiv sind, bedeutet dies, dass in diesen sich auch die jeweils „brauchbaren“ Systeme konstituieren. Die für die Systemtheorie, wie ich meine, nicht aufhebbare Differenz von System und Beobachter wird zu einer in der Forschung prozessierenden und sich inhaltlich verändernden Differenz. Auch wenn die Wissenschaft an ihren „Gegenstand“ notwendigerweise zuerst „von außen“ herantreten muss, also anfangs gleichsam eine Subjekt-Objekttrennung, eine solche von Beobachter und System vorliegt, wird diese aufgehoben. Es wäre auch völlig verfehlt zu meinen, dass das Subjekt als Beobachter, Akteur einer adäquaten Wahrheitsgewinnung wäre. Zwar kann dies und jenes beobachtet und erfasst werden, was dies aber wirklich ist, entzieht sich dieser ersten Annäherung. Dies mag auch der Grund sein, dass hier so gern von Konstruktionen gesprochen wird; dass der Beobachter nach *seinen* Perspektiven, Erfahrungen, Methoden etc. den „Gegenstand“ konstruiert. Tatsächlich wäre es berechtigt, in diese Richtung zu denken, bliebe es bei der strikten Trennung. Die Konstruktion wäre deshalb unumgänglich, weil es keine Rückversicherung im Gegenstand gäbe. Zumal, wenn dieser imstande ist, sich selbst zu beobachten, daher eigene „Konstruktionen“ über sich verfassen kann, fehlt bei strikter Trennung dem wissenschaftlichen Beobachter wichtiges „Material“. Er bleibt sozusagen bei sich selbst stehen. Natürlich kann er Fragen, Fragebogen aussenden, und sich auf diese Weise Selbstbeobachtungsmaterial verschaffen. Es ist dieses Vorgehen aber nicht ausreichend, wenn nur er es wieder kombiniert, Ergebnisse und Resultate verfasst.

Darüber hinaus muss davon ausgegangen werden, dass die Selbstbeobachtung von Systemen nur sehr „fragmentarisch“ erfolgt. Es sind meist nur einzelne Individuen, die sich irgendwelche Gedanken machen, vieles bei sich behalten, manches informell mit „Kollegen“ austauschen. Kollektive Selbstbeobachtungen sind selten, finden meist nur in eigens dafür eingerichteten Szenarien statt (Beratungen, Klausuren, Standortbestimmungen etc.). Letztere dienen aber oft nur einem ganz besonderen Zweck (z. B. eine Struktur zu verändern, sinnvollere Abläufe zu organisieren, betriebswirtschaftlichen Prinzipien Eingang zu verschaffen etc.). In diesen wird nun das ganze *System* auf seine Tauglichkeit hin betrachtet; dabei fällt vieles weg und bleibt unbeobachtet – unberücksichtigt. Es ist auch notwendig, auf das jeweils erwünschte Ziel hin Komplexität zu reduzieren.

Wenn aber Einzelbeobachtungen notwendig perspektivisch sind, meist auch unverknüpft, kollektive Beobachtungen über den Filter einer Zielausrichtung gegangen sind, muss man als Wissenschaftler damit rechnen, nur in eingeschränkter Weise „Material“ zur Verfügung gestellt zu bekommen. Was als Ergebnis bleibt, ist ein „Puzzle“, das, von der Wissenschaft zusammengestellt, große Schwierigkeiten hat, sich wiederum an die „Gegenstandsseite“ (Praxis) anschlussfähig zu machen. Die Trennung bleibt aufrecht. Nun gibt es diese zweifellos *im* System auch. Es wird sozusagen immer *mehr* beobachtet als relevant wird; infolge der Trennung auch nicht entschieden, *was* nun brauchbar ist. Auch innerhalb des Systems gibt es daher viele Subjekt-Objektspaltungen. Zumindest haben viele Individuen den Eindruck, dass ihre subjektiven Beobachtungen an der „Objektivität“ der Systeme abprallen. Dem wissenschaftlichen Beobachter geht es aber nicht viel besser. Seine am Objekt konstruierten Ergebnisse bleiben „subjektiv“, insofern sich das Objekt nicht darum kümmert.

Im Prozess der Interventionsforschung werden die genannten Trennungen zwar auch immer wieder gesetzt, zugleich aber immer wieder aufgehoben. Dies bedeutet, dass sich Systeme erst jeweils konstituieren. Erste wissenschaftliche (Fremd)Beobachtungen werden zur Verfügung gestellt, regen Selbstbeobach-

tung und Selbstreflexion an, deren Ergebnisse wiederum Material einer Weiterarbeit der Wissenschaftler ist. Eine weitere Konfrontation verändert wiederum die Daten der Selbstbeobachtung usw. Die einzelnen Schritte und Verfahren sind designabhängig und können hier nicht verfolgt werden. Wichtig ist für uns in der Beschreibung von Interventionsforschung der hier vorliegende dialektisch-dialogische Prozess. In ihm geht es nämlich nicht nur um die vorhandene Grenzdialektik aller Systeme (offen – geschlossen) sondern um eine weitere, zusätzliche. Denn jede Forschung formuliert in ihren Ergebnissen eine Grenze (sie ist gezwungen auszuschließen), wie ebenso das System selbst diese anerkennen kann oder auch nicht. Der Prozess der Auseinandersetzung von Beobachtung und Selbstbeobachtung setzt nun jeweils die *realen* Systemgrenzen fest.

Was hier etwas abstrakt und theoretisch klingen mag, lässt sich m. E. praktisch gut nachvollziehen. Meist gibt es für eine Interventionsforschung einen bestimmten Auftrag (eine Gemeinde zu entwickeln im Übergang von einem Industrieschwerpunkt in einen Tourismusschwerpunkt, ein Mediationsverfahren begleitend zu evaluieren mit dem Hauptzweck, von Zeit zu Zeit durch die Rückbindung der Ergebnisse dieses zu unterstützen, voranzubringen, zu erforschen, warum Immobilienmakler so schlecht beleumundet sind, um eine Imageverbesserung zu erreichen, zu untersuchen, warum verschiedene Wissenschaftszweige, obwohl sie es gerne hätten, so wenig Wirkung haben etc.). Um diesen Auftrag herum konzentrieren sich die ersten Erhebungen. Man versucht das Relevanzumfeld auszuloten, wobei die Meinung der Betroffenen (ihre ersten Selbstbeobachtungen) eine große Rolle spielt. Das gewonnene Material wird durchgearbeitet, in Zusammenhang gebracht, mit ähnlichen Forschungen verglichen und erste Hypothesen gebildet. In ihnen konstituiert sich ein erstes, dem Ziel des Auftrages zugeordnetes System. (Z. B. was alles muss einbezogen werden, wenn man an eine funktionierende Gemeindeentwicklung denkt). Dieses kann nicht mehr von für sich bestehenden Einzelsystemen allein ausgehen (eine Gemeinde besteht aus vielen solchen und ist selbst eines). Problem- und themenbezogen setzt sie die relevanten Systeme in einen Bezug zueinander.

Dieser hat zwei Seiten: Die eine ist vergangenheitsbezogen, versucht aufzuzeigen, wie diese derzeit interagieren, dabei sowohl die Zielsetzung verhindern, wie auch befördern; die andere formuliert Vorschläge für veränderte Bezüge, die Letzterer dienlich sein könnten.

In den ersten Rückbindungen dieser Forschungsergebnisse findet dreierlei statt: Erstens wird durch Selbstbeobachtung überprüft, ergänzt und korrigiert, zweitens wird damit das derzeitige relevante System und seine Grenzen gemeinsam erfasst, drittens wird in Richtung einer neuen Systemsetzung überlegt. Die Akzeptanz der ersten beiden Momente macht erst den dritten Schritt möglich. Das neue kommende System ist ja noch nicht, soll aber an das alte angeschlossen werden; dieser Vorgang macht wiederum neue Grenzziehung, aber auch Spannungen alter Grenzen notwendig (neues Material, neue Theorien und Hypothesen werden ebenso notwendig, wie alte weniger Gewicht bekommen).

Systemveränderungen, Veränderungen des bestehenden Zusammenspiels können aber nicht durch diese ersten Schritte erreicht werden. Beobachtung und Selbstbeobachtung kommen aneinander zunächst bloß zu einer Situationsanalyse und einer für das Ziel erarbeiteten Aufgabenstellung. Die Aufgabenstellung ist aber noch nicht verankert; der zukünftige Zustand ja noch nicht real. Aufgaben haben gewissermaßen eine Brückenfunktion; in ihnen soll ein Zustand in einen anderen übergeführt werden. Dafür sind verschiedene (offene) Tätigkeiten notwendig. Für sie genügen theoretische Einsichten aber nicht. Sie bedürfen einer ganzen Palette an Voraussetzungen: persönliches Engagement, organisatorische Maßnahmen, ev. beratende Begleitung, Untersuchung der auftretenden Schwierigkeiten, Aufbringung von Zeit und Geld u. v. a. m. Die Forschung bekommt in dieser Phase einen völlig anderen Charakter. Sie hilft, die Bedingungen der Möglichkeit einer Aufgabenerfüllung zu identifizieren, zu untersuchen, und diesbezügliche Ergebnisse zur Verfügung zu stellen. Plötzlich spielen ganz andere Themen eine Rolle: Was ist Motivation und wie kann sie aufrechterhalten werden, was sind Konflikte (sie treten mit den Aufgaben und den intendierten Veränderungen auf den Plan) und welchen Umgang kennen

wir mit ihnen. Welche adäquaten Organisationsformen entsprechen welcher Aufgabe usw. Oft wird dieser Teil der Forschung eher der Beratung und ihren Leistungen zugeordnet. Auch wenn hier wahrscheinlich keine definitorische Grenzziehung sinnvoll ist, von der Forschung und Wissenschaft können sehr wohl Modelle, „Hintergrundtheorien“ zu all diesen Themen zur Verfügung gestellt werden, wie auch umgekehrt bestimmte Prozessexperimente erforscht und mit ihnen verglichen werden können.

Wichtig bleibt als Resultat für uns, dass *die* zentrale Methode der Interventionsforschung ein gestalteter Prozess ist, der je nach Etappen der Forschung eine andere Schwerpunktsetzung hat; weiters, dass es eben dieser Prozess ist, der in der Auseinandersetzung von Beobachtung und Selbstbeobachtung dann von Aktion und Reflexion systemkonstitutiv wirkt. In ihm wird die Grenzdialektik bestehender Systeme ebenso bewusst gemacht, wie auch aufgabenbezogen gelöst.

12. Das Thema „Grenzdialektik“ formuliert für die Wissenschaft einen ersten Zugang zu einer Sachlage, die für die gesamte Interventionsforschung höchste Relevanz hat. Von Dialektik hat man in der Tradition immer dort gesprochen, wo es um Gegensätze, Widersprüche geht, die nicht nach der einen oder anderen Seite logisch gelöst, bzw. entschieden werden können. Der Widerspruch selbst hat viele Namen bekommen: Paradoxie, Aporie, Polarität etc., allen gemeinsam ist aber die Anerkennung der Berechtigung aller Seiten des Widerspruchs, die ein „Entweder-Oder“ nicht zulassen. Die klassische Logik ist die Methode, Widersprüche zu eliminieren. Und dies hat sowohl in der Wissenschaft, wie auch im „Leben“ für viele Bereiche Sinn. Mathematik, Naturwissenschaft und vor allem deren Anwendung in der Technik brauchen Eindeutigkeit. Auch im alltäglichen Handeln besteht Entscheiden vielfach im Ausschluss des Widerspruchs (man kann sich z. B. zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht zugleich treffen und auch nicht treffen). Überall dort, wo es um verlässliche Festlegungen geht, brauchen wir logische Eindeutigkeit; ebenso, wo wir etwas beherrschen und kontrollieren wollen, bzw. müssen. D. h. aber nicht, dass Logik

gleichsam in der Struktur der Wirklichkeit aufzufinden ist, also in ihr vorzufinden wäre. Im Gegenteil, die Wirklichkeit ist voll von Widersprüchen und die Logik dient dazu, sie zu ordnen und sie kalkulierbar zu machen. Logische Festsetzungen sind daher immer feststellende Entscheidungen für eine bestimmte Ordnung von Gegensätzen.

Die Ordnung kann nun die eine Gegensatzseite überhaupt ausschließen (nicht nur in der Naturwissenschaft und Technik vorkommend, sondern auch in jeder Dogmatik, Ideologie feststehender Wahrheit usw., wahr ist, dass Fortschritt etwas Gutes ist, wer das Negative hervorhebt, ist ein „Ewig-Gestriger“) oder, was die gebräuchlichere Form ist, sie kann die eine Seite der anderen unterordnen (als weniger wichtig, bedeutsam, gut). Letztere Praxis ist vor allem dort angebracht, wo bewusst ist, dass logische Ordnungen gut daran tun, die eine Gegensatzseite gegenüber der anderen weiter bestehen zu lassen. (So hat z. B. die Geschlechterdifferenz in der Menschheitsgeschichte ebenso wie die Generationenunterschiedlichkeit immer wieder Gegensätze produziert, die gelöst werden mussten. Logisch vorzugehen und eine Seite zu eliminieren wäre der Gattung nicht förderlich gewesen. Also hat man eher die Subsumption, die Über- und Unterordnung gewählt, diese festgesetzt, organisiert, daraus Hierarchien gemacht. Die Denkform der Logik hat sich auf diese Weise in die Organisationsform Hierarchie „übersetzt“. Wenn aber die Gegensatzseiten von gleichwertiger und gleichberechtigter Existenz sind, dann muss die logisch-hierarchische Ordnung als grundsätzlich *instabil* betrachtet werden; von Zeit zu Zeit gibt es „Revolutionen“, d. h. den Wunsch nach Machtumkehr. Insbesondere in gesellschaftlichen Umbruchsituationen brechen meist viele der früher geordneten Widersprüche wieder auf. Für diese gilt nämlich gegenüber der klassischen Logik folgende Denkfigur: „Es gibt zwei (oder mehrere) sich widersprechende Aussagen (sozial: Interessen), beide (oder mehrere) sind wahr (sozial: berechtigt), und beide (oder mehrere) sind voneinander abhängig“ (d. h. im Grunde nicht trennbar, oder auszuschließen; siehe Schwarz Gerhard: Die „Heilige“ Ordnung der Männer, Wiesbaden 2005, 4. erw. Auflage; „Konfliktmanagement“, Wiesbaden 2003, 6. Auflage).

Ich habe an anderer Stelle (Prozessethik, Mediationsbuch) die Gegensätze in fünf Dimensionen zu ordnen versucht und muss hier darauf verweisen. Für uns hier wichtig und für eine „andere“ Wissenschaft konstitutiv ist aber die Ausgangslage und die mit ihr zu verbindenden Fragestellungen: Wenn – mit Ausnahme von Teilen der Philosophie – sich bisher alle Wissenschaft der Logik, d. h. der Eliminierung oder Über- und Unterordnung von Gegensätzen sich verpflichtet sah, heißt dies nichts anderes, als dass sie in diesem Sinn sich selbst für Ordnungsentscheidungen zuständig betrachtete. D. h. aber nichts anderes, als dass sie sich über alle Wirklichkeit logische Entscheidungskompetenz anmaßt. Naturwissenschaft und Technik beruhen auf dieser Voraussetzung und können gar nicht anders. Sie lassen die bestehenden Gegensätze nicht für sich selbst „prozessieren“, sondern nehmen ihnen diese Mühe ab, indem sie Ordnungen vorentscheiden (aber selbst in unserem Umgang mit Natur sind ja neuerdings in aller Heftigkeit Zweifel aufgetreten; das Unterordnungsverhältnis wird immer problematischer; welches andere oder zusätzliche wäre aber zu entwickeln?)

Im Sozial- und Organisationsbereich der Menschen ist ebenso das meiste hierarchisch geordnet. Insofern entsprechen sich Organisationsrealität und Wissenschaftscharakter. Meist wurden die Sozialwissenschaften ja auch zur Bestätigung dieser Hierarchien herangezogen. Mit der Hierarchiekrise in beinahe allen gesellschaftlichen Organisationen ist aber auch die Wissenschaft zu einem anderen kritischen Bewusstsein „befreit“ worden. Gesellschaftskritik hat vielfach genau bei jenen Widersprüchen angesetzt, die in Hierarchien „logisch“ geordnet waren. Und sie hat sich oft, jedenfalls analytisch, auf die Seite der Untergeordneten, Unterdrückten geschlagen. Auf Seiten der Schwächeren zu stehen ist moralisch immer ehrenvoll, aber welche Konsequenzen hat das für die Wissenschaft? Drei sind beobachtbar: Die einen sind bei der („ewigen“) Analyse stehen geblieben („kritische Theorie“), die anderen haben versucht, aus der Wissenschaft heraus neue Lösungen zu entwickeln, d. h. in gewisser Weise auch die Hierarchien umzudrehen („Diktatur des Proletariats“ als bestes Beispiel), die Dritten haben das Wissenschaftssystem verlassen, sind in die Politik oder in die

Medien gegangen, weil sie dachten, von hier aus wirksamer zu werden. Alle diese Reaktionsformen scheinen mir nun dem alten Wissenschaftsparadigma (und der mit ihm verbundenen Arbeitsteilung) verpflichtet. Die Interventionsforschung setzt auf einer anderen Ebene auf. Für sie ist der Zusammenhang von unaufhebbaren Widersprüchen (und ihren Repräsentanten), deren Akzeptanz als Gleichberechtigte und den für sie notwendigen Entscheidungsprozessen, die jeweils zu Lösungen führen, maßgeblich.

Untergeordnet der Logik gab es immer auch schon die „Methode“ der Dialektik. Sie ist eine, die dem Wesen der Widersprüche gerecht werden will. Von den Sophisten bis zu Marx und den Folgen hat sie auch eine lange Tradition vorzuweisen; eine allerdings, die nicht immer angesehen oder beliebt war. Dies liegt wohl an ihrem Charakter, bestehende (hierarchische) Ordnungen in Frage zu stellen und an die Unaufhebbarkeit der Gegensätze zu erinnern. So haben die Sophisten dem „untergeordneten Wert die höhere Bedeutung verliehen“ und damit Rechtsprozesse gewonnen, dialektische Theologen sich mit der Kirchengdogmatik angelegt, neuzeitliche Philosophendialektiker den Alleinanspruch der Logik und Naturwissenschaften relativiert, Marx damit die bürgerliche Ideologie gegeißelt, schließlich eine „Dialektik der Aufklärung“ sich als Grundsatzkritik an den herrschenden Elementen unseres gegenwärtigen Zeitalters verstanden. Alle zusammen hatten allerdings einen gravierenden Geburtsfehler: Sie blieben in der arbeitsteilten Wissenschaftstradition, d. h., sie blieben trotz aller „Aufrufe“ *theoretisch*. Es wurde *über* die Widersprüche nachgedacht, vielleicht auch nachgezeichnet, wie sie historisch prozessieren.

Die Interventionsforschung versucht sich zu den Widersprüchen in ein anderes Verhältnis zu bringen; insofern wäre sie auch als „angewandte Dialektik“ zu bezeichnen. Sie ist einerseits darin zu sehen, dass es ihr nicht darum geht, Widersprüche zu eliminieren, sondern ihnen einen ihnen entsprechenden Platz zuzuweisen, andererseits Prozesse zu organisieren, in denen die Gegensätze *selbst* aufeinandertreffen, sich gegenseitig begreifen und anerkennen lernen und beginnen ihr Verhältnis zueinander *selbst* zu gestalten. Sehr oft ist Anlass

und Beginn einer Interventionsforschung mit einem Aufbrechen von Gegensätzen, die sich sozial meist als Konflikte kundtun, verbunden; sehr oft will man auch schnell entweder in die alte Ordnung zurück oder eine neue einrichten. Experten sollen dabei helfen, dass es rascher geht; die Widersprüche sollen womöglich sofort wieder zur Ruhe gebracht werden; ein Fachurteil soll allen seinen richtigen Platz geben. Wenn es aber darum geht, dass die Gegensätze *sich selbst* ihren Platz „ausstreiten“ sollen, tritt das Fachwissen – auch wenn es aus Dialektik gebildet ist, in den Hintergrund. Vorerst ist einmal für eine Akzeptanz der Gegensätze der unterschiedlichen Interessen zu sorgen, eine solche kann nicht von außen „anbefohlen“ werden. Die einzige Unterstützung, die hier die Forschung anbieten kann, ist die Berechtigung der Positionen und Interessen herauszuarbeiten und mitplausibel zu machen.

Hier lassen sich schon einige Erfahrungen wissenschaftlichen Ursprungs und „Hintergrundtheorien“ mitverwenden, deren Spezifikation liegt aber auf den Gegensätzen selbst, ihrer jeweiligen Situation und Systemumgebung. Diese müssen herausgearbeitet werden. Dabei ist unvermeidlich, dass die Widersprüche oft mit großer Heftigkeit aufeinandertreffen. In alten Mustern befangen neigen sie zunächst zu „logischen“ Lösungen (Unterwerfung des jeweils anderen nach dem Sieger-Verliererprinzip, nach dem binären Code besser – schlechter, richtig – falsch). Die Forschung ist demgegenüber in einem *anderen* Gegensatz, dem einer neutraleren Distanz. Im Kampf um eine Vorherrschaft wird diese meist nicht als solche anerkannt. Gefordert werden Bestätigung und Identifikation mit der jeweiligen Position. Gewährt man diese nicht, ist es leicht möglich, dass man selbst zum Widerspruchselement wird. Ein anderes Muster besteht in einer Harmoniebedürftigkeit, die sich rasch in Scheinlösungen beruhigen will. Auch dieser Weg muss von der Forschung durch Nachfrage auf ein Angebot von ungelösten Problemen versperrt werden. In einem geglückten Forschungsprozess gelingt allmählich die Akzeptanz des Widerspruchs und vor allem in die Einsicht der (Gleich)Berechtigkeit der Existenz seiner Momente. Erst dann kann ein Lösungsweg betreten werden.

Was, so mag ein klassischer Wissenschaftler fragen, hat die Gestaltung eines solchen Prozesses mit Wissenschaft und Forschung zu tun? Prozess- und Widerspruchsmanagement mögen interessante praktische Kompetenzen sein, aber braucht man dazu Wissenschaft? Ich behaupte im Sinne „angewandter Dialektik“ sehr wohl. Zunächst repräsentiert man ganz prinzipiell eine Position, die von der Berechtigung der Widersprüche ausgeht. Diese Repräsentationsleistung fällt allen schwerer, die in logisch-hierarchischen Ordnungen leben. Mit dieser Leistung ist aber noch anderes verbunden: Ein Herausarbeiten der „Widerspruchsgestalt“. Dies ist deshalb für die Betroffenen zunächst nicht so leicht, weil sie sich in einer zunächst reduzierten Form vorfinden (entweder der Macht oder der Unterworfenheit). Es muss daher sowohl in der einen wie in der anderen Seite die gegenseitig zugemessene Reduktion aufgehoben werden. (Psychologisch mangelt es untergeordneten Teilen sehr oft an Selbstbewusstsein, d. h. an der „Fülle“ ihrer Gleichberechtigung, was zu „blindem“ Widerstand verführt, während Macht, weil bisher etabliert und erfolgreich, zur Selbstdogmatisierung ihrer Einseitigkeiten neigt). Dies bedeutet sowohl theoretische wie emotionelle Aufklärungsarbeit. Auch Sprachbildung ist damit verbunden. Hier kann von Wissenschaftsseite einiges angeboten werden, sie wurde ja zur Repertoireerstellung privilegiert. Allerdings ist sie dennoch dabei immer gezwungen, theoretische mit praktischer Kompetenz zu vereinen. Das Angebot braucht einen Ort zur rechten Zeit.

Was wären dann aber die wissenschaftlichen Ergebnisse einer solchen Forschung? Ich sehe sie vorerst einmal auf vier Ebenen: Erstens in den von Wissenschaft und Forschungsfeld erarbeiteten Lösungen (das spezifische, praktisch wirksame Produkt), zweitens die Möglichkeit der Wissenschaft, Wege und Produkte zu reflektieren, zu sammeln (Theorie- und Repertoiregewinn), drittens der Beitrag zur Selbstaufklärung von Individuen und Kollektiven, viertens die Unterstützung bei den Einrichtungen von Organisationsformen, die auch zukünftig mit notwendigen Widersprüchen selbständig umgehen können (Einrichtungen spezieller Selbstbeobachtung). Es ist mir bewusst, dass diese Ergebnisse „anderer Art“ sind. Ihr abweichender Charakter ergibt sich aber auch

notwendigerweise aus der Akzeptanz von Widersprüchen, dem Einsehen, dass diese notwendig sind und nicht eliminiert werden können. Hinzu kommt, ausgehend von dem Axiom der Systemfreiheit, dass diese in einem „Selbstbewusstsein und -werden“ mit diesen umgehen lernen.

13. Mit der Grenzdialektik, dem Widerspruch und der Systemfreiheit hängt ein weiteres wichtiges Thema zusammen, in dem sich die Interventionsforschung von der traditionellen Wissenschaft unterscheidet: Die „Individualität“ des Forschungsgegenstandes. In der klassischen Wissenschaft steht die Verallgemeinerbarkeit, die Vergleichbarkeit im Vordergrund des Interesses (siehe Punkt 31.). Diese spielt zwar auch in der Interventionsforschung, wenn es um das Angebot von Hintergrundtheorien, Modellen, Erfahrungen geht, eine Rolle, nur, der Stellenwert ist ein anderer: Ziel ist nicht ein über Einzelnes gewonnenes allgemeines Resultat (die Erstellung eines Geltungsbereiches, zu dem in Zukunft Zuordnung und Subsumption möglich ist), sondern eine aus Allgemeinem, falls dies überhaupt vorhanden ist, gewonnene Konkretion. Diese Konkretion stellt die jeweilige Individualität des Gegenstandes, des Systems dar; sie kann weder vorgegeben werden, noch darf sie übersprungen werden. In ihr erwirbt sich das Forschungsfeld seine *eigene* Handlungsfreiheit.

Wir wissen es aus Erfahrung, dass nicht nur die einzelne Person, sondern auch Organisationen und Institutionen ihre eigene (kollektive) Identität haben (principium individuationis indiscernibilium, G. W. Leibniz). Selbst, wenn man Organisationen mit gleichem Zweck, ähnlichem Aufbau, ähnlicher Größe, demselben Produkt vergleicht, wird man immer wieder bemerken müssen, dass sie sich vielleicht weniger funktionell, wohl aber „kulturell“ unterscheiden. Ihre Kultur ist jenes Ganze, jenes „Insgesamt“, das für die Grenzsetzungen verantwortlich ist, das über die inneren Normen und Muster wacht, das die einzelnen Personen orientiert und diese in einen Kommunikationszusammenhang setzt. Wenn man als „Neuling“ in eine solche Kultur kommt, merkt man, dass man zunächst „lernen“ muss. Was sind die Üblichkeiten, die Toleranzen, der Ton und Geschmack, in dem man verkehrt, die Konfliktkultur, wenn überhaupt vorhan-

den, die informellen Wege, Kanäle etc. Nach einiger Zeit hat man sich an alles gewöhnt und wird selbst „Kulturträger“. Vieles wird selbstverständlich und zur Routine. Allmählich vergisst man auch, was man als Neuling lernen musste.

In den letzten Jahrzehnten wurden und werden unseren Institutionen und Organisationen größere Veränderungen zugemutet. Deren Zweck lässt sich meistens irgendwie rational begründen (meist hängt er mit betriebswirtschaftlichen Kalkülen und Kosteneinsparung zusammen). Organisationsentwicklung, Strukturreformen versuchen die Umsetzungen. Sie treffen auf vielfältigen Widerstand. Dieser nährt sich aus der individuellen Kultur, die natürlich mit verändert werden müsste. Es ist kein Zufall, dass das Thema Unternehmenskultur in der letzten Zeit eine solch prominente Rolle eingenommen hat. Man hat erkannt, dass Veränderungen auf Teilgebieten nicht so leicht möglich sind, wenn sie die Individualität des Ganzen berühren. Aus mehreren Gründen ist aber für die klassische Wissenschaft diese Individualität schwer fassbar.

Zunächst aus prinzipiellen und methodischen Gründen: Das Individuelle (Einzigartige) und das Ganze (als *für sich* bestehende Einheit) sind kein Gegenstand analytischer Wissenschaft. Weiters, weil diese Kultur nicht so ohne weiteres als abgerundeter Gegenstand begriffen werden kann, sondern sich ständig aus der Verschränkung diverser Einzelprozesse neu reproduziert. Dann noch, weil sich in ihr „Faktoren“ finden, die der Wissenschaft ohnehin schwer zugänglich sind wie Emotionen, Hoffnungen, Erwartungen usw. Schließlich, weil gegenüber den rational funktionalen Prozessen, den bewusst getroffenen Entscheidungen diese Prozesse meist unbewusst ablaufen (übrigens, wie mir scheint, ein Mangel der Systemtheorien, die mit Emotionen und gar einem kollektiv Unbewussten wenig anfangen können). Dennoch muss festgehalten werden, dass es m. M. n. keine Organisation, kein System gibt, das auf diese kulturelle Individualität verzichten kann. Die Sachlage ist daher für die Wissenschaft von einiger Brisanz: Es gibt etwas, das für die Identität und das Funktionieren jeder Organisation unverzichtbar ist, das sie aber nicht analytisch erfassen kann. Die klassischen Organisationswissenschaften neigen daher dazu, deren Notwendigkeit zwar an-

zuerkennen, sie aber in ihren Analysen und Beschreibungen draußen zu lassen; manche wollen überhaupt auf diese „Irrationalitäten“ verzichten. Eine „tragische“ Konsequenz letzteren Verhaltens besteht darin, dass sie in der Praxis „willige“ Hörer finden, die ebenso schon längst der Überzeugung sind, dass alles, wie sie sagen, wo es „menschelt“ ausgeschlossen gehört, weil es die reine Funktionalität ohnehin nur stört (so werden z. B. an den Universitäten ständig neue Instrumente erfunden und verfeinert, die, von der Praxis übernommen, dazu dienen sollen, Kulturen auf Kennzahlen zu reduzieren). Man will auf diese Weise Kulturen zerstören oder sie zu einer Anpassung zwingen, die sich aber meist als dysfunktional herausstellt.

Nun würde es der Interventionsforschung auch nicht besser gehen, würde sie sich bemühen, von außen zu sagen, was jeweils Individualität und Kultur ist. Das Problem besteht nämlich nicht bloß darin, dass beides nicht von außen adäquat erfasst werden kann, es ist davon auszugehen, dass es auch den Betroffenen nicht klar ist. Ich habe deshalb von einem Kollektiv-Unbewussten gesprochen, nicht, um den Kulturbegriff zu mystifizieren, sondern weil es meist nur individuell verstreute Ansichten über die jeweilige Gesamtkultur gibt. M. a. W., die jeweilige „kollektive Individualität“ ist als solche noch nicht „zu-sich-selbst“ gekommen; kein bewusstes Motiv kollektiver Handlungen. Weil dies aber so ist, gibt es Probleme mit Veränderungen, aber auch mit der Grenzdialektik. Erstere stoßen zunächst, wie gesagt, immer auf Widerstand, im Management der Grenzdialektik gibt es Unflexibilität, Erstarrung, dogmatischen Grenzschutz, aber auch Diffusität.

Dem Prozess der Interventionsforschung geht es hier um „Selbstaufklärung“. Wenn, wie bereits zitiert, es bei S. Freud hieß, „aus Es soll Ich werden“, so muss diese Forderung auch auf Kollektive erweitert werden. Sie müssen lernen, sich ihrer Individualität, Besonderheit bewusst zu werden. Erst dabei werden sie auch über sich selbst entscheidungsfähig. Man muss nämlich vorerst einmal davon ausgehen, dass die bestehende Individualität und Kultur ein Produkt sich irgendwie zusammenrüttelnder Prozesse ist, die selbst kaum gesteuert werden.

So kann es geschehen, dass Kulturen entstehen, die weder den Individuen dienlich sind, noch einen „Systemerhalt“ garantieren; manche tragen sogar den Keim der Selbstbeschädigung in sich (wie z. B. derzeit unser dominantes Wirtschaftssystem). Daher sollte es Zweck einer Interventionsforschung sein, nicht bloß Kulturen zu beschreiben, zu vergleichen und den Systemen zurückzumelden, sondern Hilfestellung in der „Selbstbewusstwerdung“ leisten.

Diese kann auf die Prozessgestaltung bezogen werden – Organisation einer „Selbstkonfrontation“ – aber auch auf eine inhaltliche „Archäologie“. Kollektiv Unbewusstes ist nämlich dadurch „ausgezeichnet“, dass es vieles übersieht, vieles selbstverständlich erscheint, viele normativen Verhaltensgebiete in individuellen Habitus übergegangen sind. Hier ist oft „harte Differenzarbeit“ angesagt. Mit Individuen geht dies deshalb leichter, weil ihnen die Selbstdifferenz (ein Ich, Gewissen, das sich selbst gegenübersteht), bekannter ist. „Kollektive Individuen“ hingegen sind nicht „differenzgeübt“ und auch selten zunächst daran interessiert. Diese Tatsache macht übrigens das kollektiv Unbewusste so mächtig, einvernehmend und „ansteckend“. Nur Einzelpersonen sind es meist, die sich zu ihm reflexiv in Beziehung setzten, aber erstens ist ihre Sichtweise immer perspektivisch und daher nicht ausreichend, zweitens sind sie das schwächste Element gegenüber dem Ganzen. Die Einübung in ein kollektives Selbstbewusstsein als Neukonstitution von kollektiver Individualität ist ein durchaus ungewohntes Vorhaben. Es wäre aber ein durch die Interventionsforschung unterstützter Akt eines neuen Freiheitsgewinnes. Kollektive Individualität und Kultur sollen nicht bloß ein uns bestimmendes Allgemeines und Ganzes bleiben, sie sollen uns entscheidbar werden. Dies war und ist durchaus auch ein von bestimmten Richtungen der Organisationsentwicklung vertretener Ansatz. Für seine Verwirklichung und Durchsetzung sind allerdings Bedingungen Voraussetzung, die in Beratungszusammenhängen nicht immer gewährleistet sind. Für Wissenschaft und Forschung müssen sie allerdings einforderbar sein.

14. Fassen wir einige dieser Bedingungen abschließend zusammen. Eine der wesentlichsten ist zunächst die Akzeptanz dieser Art von Forschung. Sie

widerspricht nämlich dem gewohnten Bild von Wissenschaft, das sich allgemein eingeprägt hat. Ein Bild, das an folgenden Parametern orientiert ist: Mit der Wissenschaft verbunden ist Expertentum, Objektivität, Analyse und Ergebnisablieferung, Trennung von Forscher und Forschungsfeld; dieses bedeutet für die „Betroffenen“, dass sie sich als Datenlieferant begreifen — meist ohne zu wissen, warum gerade diese und nicht andere abgefragt werden, welchen Sinn sie haben; weiters, dass sie in die Forschung *nicht* einbezogen werden, ausgeschlossen sind vom methodischen Vorgehen, der Denkleistung und der Ergebniserstellung. D. h. aber auch, dass sie sich während der Forschung nicht engagieren müssen, sich sozusagen zurücklehnen können in Erwartung der Ergebnisse. Was sie dabei denken, fühlen, phantasieren ist nicht Gegenstand der Forschung, also vergleichsweise uninteressant. Es wird erwartet, dass die Forscher seriös nach dem letzten Stand der Wissenschaften forschen und wissenschaftliche Wahrheit abliefern. Im klassischen Sinn tut sie das auch und so sollte es umso mehr verwundern, wie wenig wirksam das angebotene Wissen ist. Dieses Phänomen liegt nur zum Teil an der Unverständlichkeit wissenschaftlicher Sprachen und Terminologien, oder der Komplexität der Themen und Probleme, es liegt gleichsam am „instinktiven“ Widerstand der „Systemfreiheit“, sich von außen etwas vorsagen zu lassen. Expertenwissen ist allemal für Detailbereiche brauchbar, nämlich dort, wo es um instrumentelle Anwendung geht (so werden oft zur Lösung interner Probleme, wie z. B. ein Anlagenbau, externe Fachleute herangezogen); wenn es aber um das ganze System, seine Kultur, um soziale Konstellationen und individuelle und kollektive Steuerungsaufgaben geht, ist Expertenwissen vor eigene Grenzen gestellt. Diese Tatsache, zuzugeben, verunsichert das gängige Bild von Wissenschaft.

Ein Weiteres kommt hinzu. Der Vorteil der klassischen Forschung besteht auch darin, dass man sich als „Objekt“ zunächst im Hintergrund aufhalten kann. Man muss sich nicht engagieren, kann abwarten. (Ich konnte früher des Öfteren die Erfahrung machen, dass dabei sogar eine gewisse „schadenfreudige Listigkeit“ der Betroffenen obwaltet: Hinter vorgehaltener Hand teilt man sich mit, dass das eigentlich Wichtige, allerdings auch das „Gefährliche“ gar nicht themati-

siert wurde). Kommt dann das Ergebnis, kann man „frei“ entscheiden, ob man damit etwas anfangen will oder nicht; ob es brauchbar ist, oder ob sich der Wissenschaftler zu weit von der Praxis wegbewegt hat. Das mag zunächst als ein Vorteil erscheinen, es wird aber eine wichtige Tatsache übersehen. Wissenschaftliche Ergebnisse kommen ja nicht von selbst zustande, sie setzen Methodegebrauch, Verfahren, Denkprozesse voraus; Forscher lernen dabei; ihre Objekte nicht. Insofern sind Ergebnisse, Resultate immer „abstrakt“. Lernprozesse können nicht stellvertretend absolviert werden. Nun werden zusätzlich von den Wissenschaften ja meist nicht nur Ergebnisse verlangt (Beschreibungen des Ist-Zustandes), sondern auch Empfehlungen, Prognosen, Ratschläge. An dieser Stelle wird die Sachlage noch problematischer. Wenn schon die Ergebnisse abstrakt sind, dann können Letztere eigentlich nur „mechanisch“ verstanden werden, letztlich als Handlungsanweisungen und Gebote. Dagegen entwickeln soziale Systeme aus sich heraus immer Widerstand, eben weil sie sich nicht mechanisch verstehen.

Die Konsequenz daraus, die schließlich ja auch die Interventionsforschung hat entstehen lassen, ist eben die Einbeziehung der Forschungsfelder in einen *gemeinsamen* Untersuchungs- und Lernprozess. Nun ist es nicht so, dass Menschen von vornherein gerne lernen; auch zusätzliches Engagement kann mühsam sein. Deshalb kann Interventionsforschung durchaus auf Widerstand stoßen. Es ist – vor allem bevor man selbst damit positive Erfahrung gemacht hat – nicht leicht, sein Anliegen zu erklären. Vor allem dann, wenn der Aufwand sichtbar wird. Auf der anderen Seite habe ich die Erfahrung gemacht, dass Interventionsforschung sehr leicht plausibel zu machen ist, dass schnell verstanden wird, worauf das Ganze hinaus soll, dass die Widerstände eher von woanders herkommen. Ungewohntheit ist dabei nur ein Faktor. Oft wollen nämlich die Auftraggeber von der Wissenschaft nur eine Bestätigung dessen, was sie ohnehin denken und da stört das ganze Arrangement; besonders dann, wenn noch andere miteinbezogen und engagiert werden.

Die Akzeptanz dieses anderen Forschungsansatzes ist allerdings schon deshalb wichtig, weil die Teilnahme am Prozess, Engagement und Mitentscheidung nur auf freiwilliger Basis erfolgen kann. Wird das Ganze als Zwangsmaßnahme verstanden, ist das Vorhaben von vornherein zum Scheitern verurteilt. Wie hier ersichtlich, bedeutet diese Einforderung von Freiwilligkeit für die Wissenschaft gleichsam eine Umkehr von Abhängigkeit. Sie kann nicht stattfinden, wenn nicht mitgetan wird. Dafür benötigt man, wie schon erwähnt, so etwas wie ein Vorschussvertrauen; im Übrigen meist ein gegenseitiges. Beide Seiten wissen ja zunächst nicht, wohin der Weg hingeht; sie müssen sich aufeinander einlassen. Dennoch ist der Anfang auch meist von einer gewissen Skepsis, einem Zweifel begleitet. Sie sind berechtigt und unabwendbar; man soll sie aber nicht zu ernst nehmen und in ihnen womöglich einen Verhinderungsgrund sehen wollen. Allerdings ist anfangs auf Arrangements zu achten, in denen diese zur Sprache kommen können und abbaubar sind. In den meisten Fällen kann ich auf eine positive Entwicklung zurückblicken. Sobald alle Beteiligten merken, dass sie ausführliche Gespräche führen „dürfen“, die sonst kaum geführt werden, dass sie aufgefordert sind, mitzudenken und mitzuentcheiden, wendet sich die Anfangsskepsis meist in positives Engagement.

Eine weitere Bedingung ist die Akzeptanz einer relativ aufwendigen Forschungsorganisation, in der die „Betroffenen“ ein Element ausmachen (Erhebungen, Rückbindungen, Entscheidungsteams, Umsetzungselemente etc.). Hier sind nicht nur Engagement und Motivation verlangt, sondern auch zusätzliche *Arbeit*. Diese muss neben der laufenden vorgesehen werden. Hier wird der Aufwand sehr oft unterschätzt und es besteht die Tendenz, wieder an die Wissenschaft zurückzudelegieren („sagt uns doch endlich ...“). Verführungen aller Art werden versucht. Es ist aber ein „forschungsethisches“ Ziel der Interventionsforschung für die Zukunft, Betroffene, so weit wie möglich selbst imstande zu setzen, ohne Wissenschaft weiter zu machen. Dieses Ziel ist nur realistisch, wenn man gelernt hat, für seinen Weiterverfolg eigene Strukturen zu installieren; damit zu wissen, dass „Selbsterforschung“ mit kollektiver Ausrichtung immer eigener Arbeit und organisatorischer Maßnahmen bedarf. Traditionell ist

Denken zu sehr an das Individuum gebunden worden; und dieses tut es wann es kann und will, eher zufällig, es sei denn, es wird dafür bezahlt. Auch für uns ist individuelles Denken unverzichtbar, in seinem Charakter aber eher Anfang mit Moment eines Prozesses, der gemeinsames Denken zum Ziel hat. Wenn es, wie in unserer Forschung um vorhandene und zu konstituierende Systeme geht, um deren Begreifen und Verändern, bedarf es einer „kollektiven Vernunft“; diese kann nur über Organisationsmaßnahmen etabliert werden.

Damit kommt auch der Zeitfaktor ins Spiel und zwar in doppelter Weise. Trivial insofern, als der beschriebene Aufwand Zeit braucht. Weniger trivial, als es um einen anderen Zeitbegriff geht. Den ersten kann auch klassische Forschung für sich in Anspruch nehmen, auch sie kann aufwendig sein. Der zweite Zeitbegriff ist für sie irrelevant. In ihm geht es nämlich um das Thema „Eigenzeit“. In Prozessen der Interventionsforschung spielen, wie schon erwähnt, Emotionen, Motivationen, Konflikte und deren Lösungen, die Einrichtung von Gruppen- und Arbeitsteams, Prozesse der Selbstaufklärung und Lernprozesse eine zentrale Rolle. Diese funktionieren nicht „technomorph“, d. h. von außen steuerbar. Deshalb spreche ich hier von Eigenzeiten. Arbeitsteams sind nicht „ab sofort“ arbeitsfähig, emotionelle Lernprozesse brauchen „Verdauungszeiten“, Konflikte ihre Rhythmen und Szenarien. Der Forschungsprozess muss daher auf diese Eigenzeiten Rücksicht nehmen. Sie lassen sich zwar unterstützend beeinflussen, nicht aber willkürlich beschleunigen. Es passiert daher nicht selten, dass man mit Ungeduld konfrontiert wird; dass die Prozesse länger dauern als man vorher ins Auge gefasst hat. Sinnlos ist es aber, sie zu verkürzen; man nimmt sich damit sehr leicht den eigenen Erfolg. Eine andere Sache ist es allerdings, verlangte Zeitabschätzungen abgeben zu sollen. Eigenzeiten entziehen sich nämlich der Voraussagbarkeit. Man kann zwar Erfahrungen aus ähnlichen Konstellationen anbieten, ähnliche Abläufe vorstellen, sicher kann man aber nie sein, ob alles programmgemäß verläuft. Für die begleitenden Forscher kommt hier eine wichtige Kompetenz zum Tragen, ich würde fast sagen, die Kunst, Eigenzeiten richtig einzuschätzen und dementsprechend seine Interventionen zu setzen. Es geht um das richtige Maß: Man kann sie sowohl zu rasch kürzen, wie auch un-

nötig verlängern (oft neigen genaue Situationsanalysen mit Vollständigkeitsanspruch, aber auch Konfliktanalysen zu Letzterem; allzu rasche Zukunftsorientierung zu Ersterem). In der recht verwendeten „abgerundeten“ Eigenzeit konstituiert sich so etwas wie eine „kollektive Seele“, wenn man mir diesen durchaus unwissenschaftlichen Ausdruck verzeihen möchte. Wir alle aber wissen, was damit gemeint ist; es ist eine gemeinsame Sichtweise, ein gemeinsames Verständnis erreicht, es gibt allgemein geteilte Handlungsantriebe und Zielsetzungen, Identifikation mit der Situation und Motivation für nächste Aufgaben.

Was, obwohl eigentlich schon aus sonstiger Erfahrung nahe liegend, ist die Akzeptanz der „Endlichkeit“ von Wahrheit? Forschungsergebnisse sind von begrenzter Reichweite, je nach System und Zweck. Sie sind Ergebnis von Entscheidungen, die solange „halten“, als man sich gemeinsam an sie hält. Und sie sind immer auch an Rahmenbedingungen geknüpft, die zulassen oder ausschließen. Zwar kann man über all das „meta theoretisch“ reden, man kann als Forschergruppe auch darüber Entscheidungen treffen – und muss das auch – unter welchen Bedingungen man *nicht* forscht, es gibt aber keinen idealen Ort der Bedingungslosigkeit. Somit wird klar, dass es in dieser Wissenschaft immer eine „doppelte“ Wahrheit gibt: Die eine, die konkrete Ergebnisse über die beschriebenen Forschungsprozesse erbringt; sie ist immer endlich. Die andere, die sich gestattet, über all das nachzudenken, der sich auch die Verfassung dieser Arbeit verdankt.